# Deutsches Märchenbuch

VERLAG V. B. G. TEUBNER IN LEIPZIG


University of California:
Es lebe der Geist!
No
Ernst A. Denicke Fund






Druck v. H. KOHLER. Mchn



# Deutsches Märchenbuch

Herausgegeben von

**Oskar Dähnhardt**

---

Mit vielen Zeichnungen und
farbigen Originallithographien von

**Erich Kuithan**

---

Erstes Bändchen



BG

Leipzig 1903
Druck und Verlag von B. G. Teubner

# Vorwort.

Ein neues Märchenbuch? So wird mancher verwundert ausrufen, denn deren gibt's wahrlich mehr als zu viel, sofern man darunter jene wohlfeile Dutzendware versteht, womit der Markt alljährlich zu Weihnachten überschwemmt wird. Das vorliegende Buch, dessen zweites Bändchen demnächst folgen soll, möchte nicht damit verwechselt werden. Es stellt sich dar als eine gewiß willkommene Ergänzung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen. Denn es enthält nur solche Volksmärchen, die unter jenen entweder überhaupt nicht oder doch in wesentlich anderer Form vorhanden sind. Ich habe sie nach sorgfältiger Durchsicht der gesamten deutschen Märchenliteratur ausgewählt. Allzu lange haben sie im Verborgenen gelegen, von ihrem Werte hat wohl nur der Kenner gewußt. Seines Beifalls darf ich wohl auch gewiß sein, wenn ich es unternehme, die Kenntnis dieser Märchen in weitere Kreise zu tragen, den Alten zu stiller Freude, den Jungen zu jubelnder Lust. Nein, nicht zur Lust allein; für unsere Kinder bedeutet ein Märchenbuch doch noch mehr. Es ist, wie streng auch das Wort klingt, ein Lehrbuch zugleich. Ein bedeutender Pädagog hat mit ein paar schlagenden Sätzen dargelegt, worauf es bei der Lektüre von Dichtwerken ankomme: „Nur durch die Kenntnis des Seelenlebens anderer vertieft sich auch das eigene. Das Erleben anderer muß ein Selbsterleben, der Mensch als das größte, interessanteste Problem muß in allen seinen Regungen belauscht werden, und das kann beim Märchen, beim kleinsten Liede, wie beim Epos und bei der Tragödie geschehen. Wer selbst ein Charakter werden will, muß für edle Charaktere sich begeistern und unedle Charaktere verabscheuen gelernt haben ... Es gilt vor allem, ein reines, edles und kräftiges Empfinden

in der Jugend zu wecken. Denn nur aus ihm erwächst ein kräftiges Wollen, ein kräftiger Charakter. Das Wissen stärkt die Fähigkeiten, weckt die Talente, aber die Läuterung des Empfindens und Wollens weckt und stählt den Charakter."

So ruht denn in dem Märchen nicht minder als in aller Dichtung ein Schatz, der reichlichen Gewinn bringt, wer immer ihn nützen mag. Und diesen Schatz nutzbar zu machen, ist die Absicht dieses Buches. Zugleich aber soll es der Ehre jener wackeren Männer dienen, die nach dem Vorgange der Brüder Grimm ihre besten Kräfte der Märchenkunde gewidmet haben. Ihnen gebührt der Dank aller derer, die Gefallen an diesem Buche finden.

Leipzig, am 9. September 1902.

Dr. Oskar Dähnhardt,
Gymnasialoberlehrer.

# Inhaltsverzeichnis.



## Originallithographieen

zu den Märchen

# Quellenverzeichnis.

Die eingeklammerten Seitenzahlen geben an, wo die den Quellen entnommenen Stücke in diesem Buche zu finden sind.

Colshorn, Märchen und Sagen. 1854. (S. 29.)
Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. II, 227 f. (S. 154.)
Haltrich, deutsche Volksmärchen[4]. 1885. (S. 37. 46. 53. 99. 132.)
Heyl, Sagen aus Tirol. (S. 25.)
Jahn, Ulr., Volksmärchen aus Pommern. I. (S. 1. 78.)
— Schwänke und Schnurren aus Bauernmund. (S. 31.)
Kuhn, Adalb., Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. (S. 93.)
Kuhn u. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. (S. 52. 91. 151.)
Laube, Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz. (Unser Märchen S. 125 ist dort in der Mundart erzählt.)
Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus den Herzogtümern Schleswig-Holstein und Lauenburg. 1845. (S. 13. 152.)
Peter, Volkstümliches aus Österr.-Schlesien. II. (S. 96, bearbeitet mit Berücksichtigung der denselben Stoff behandelnden Märchen bei Haltrich, Curtze, Volkst. Überl. aus Waldeck, Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Wenzig, Westslavischer Märchenschatz.)
Pfaff, Friedr., Märchen aus Lobenfeld. Mitgeteilt in der Ztschr. Alemannia, sowie Festschrift für Karl Weinhold. (Unser Märchen S. 57 steht Alemannia XXVI, S. 88 f.)
Pröhle, Kinder- und Volksmärchen. (S. 36.)
— Märchen für die Jugend. (S. 128. 135. 149.)
Schade, Handwerkslieder. (Darnach S. 108 f. frei erzählt.)
Simrock, deutsche Märchen. (S. 74. 76. 127.)
Sommer, Märchen aus Thüringen. (S. 22.)
Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz[2]. 1873. (S. 87. 88.)
Vernaleken, Th., Kinder- und Hausmärchen. (S. 18. 101.)
Wisser, Ostholsteinische Märchen. Mitgeteilt in der Zeitschrift Heimat und in der Deutschen Welt. (Unser Märchen S. 105 steht in plattdtsch. Mundart in der Heimat X, 1900, S. 134.)
Wolf, J. W., Hausmärchen. (S. 62. 67. 98.)
— Deutsche Märchen und Sagen. (S. 117.)
Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. (S. 114. 143. 145.)
— Kinder- und Hausmärchen aus Tirol. (S. 110.)
Zeitschrift für deutsche Mythologie. Bd. II. (S. 61.) Bd. III. (S. 144.)

# Das Goldspinnen.

Es war einmal ein Müller, der hatte eine wunderschöne Tochter; aber niemand wollte sie zur Frau haben, so schön sie auch war. Stille sitzen und lange schlafen und putzen, das konnte sie; aber sonst verstand sie gar nichts, nicht einmal das Spinnen mochte ihr von der Hand gehen. „Warte," dachte der Müller, „du sollst mir doch aus dem Hause"; und weil er ein weites Gewissen hatte und zufrieden war, wenn er sie nur irgendwo untergebracht, so ließ er überall bekannt machen, das Mädchen verstände die Kunst, aus Stroh lauteres Gold zu spinnen. Die Nachbarn wußten, daß es nicht wahr sei, und lachten darüber, aber die Leute in der Stadt glaubten es, und der König voran; und weil er nicht wollte, daß ihm die Goldspinnerin entginge, sandte er hin zu dem Müller und ließ das Mädchen als seine Braut in das königliche Schloß holen.

Den ersten Tag gefiel ihr alles recht gut; aber am zweiten Tage wurde ihr angst und bange; denn der König führte sie in eine ausgeräumte Stube. Darauf mußten die Diener ein Spinnrad und ein Schock Stroh hereinschaffen, und als das drinnen war, hieß sie der König alles Stroh über Nacht zu Gold spinnen. „Tust du es nicht, so kostet's dich dein Leben!" Mit diesen Worten schloß er die Türe hinter ihr zu, die Müllerstochter aber klagte und jammerte zum Gotterbarmen. Sie konnte nicht einmal Schwingelheede[1]) zu

[1]) Werg.

Stricken spinnen, viel weniger Stroh zu Gold, und wenn sie es nicht fertig brachte, hatte sie den Kopf verloren! Als die Glocke elf schlug, rasselte es im Stroh, ein kleines Männchen stand vor ihr und sagte: „Was gibst du mir, wenn ich dir helfe?" — Antwortete die Müllerstochter: „Was soll ich dir geben? Ich hab nichts!" — „Du hast doch etwas," sagte das Männchen, „gib mir deinen Ring vom Finger." Da gab das Mädchen dem Männchen ihren Fingerreif, und als sie das getan hatte, wurde ihr müde und schläfrig zu Mut, und sie schlief ein. Nachdem sie wieder aufgewacht war, lag statt des Strohs in der Stube ein großer Haufen Gold, das Männchen aber war verschwunden.

Am andern Morgen schloß der König die Türe auf, und als er das viele Gold erblickte, tanzte er vor Freuden in der Stube herum. „Hei," rief er, „das geht einmal schön! Aber du kriegst gewiß noch mehr kurz!" und er gab Befehl, daß den zweiten Abend zwei Schock Stroh in die Kammer gebracht würden. „Du mein Gott," jammerte die Müllerstochter, als sie nach Sonnenuntergang wieder allein in der Stube vor dem großen Haufen Stroh saß, „was soll daraus werden? Die erste Nacht ist's mir geglückt, diesmal wird das kleine Männchen gewiß nicht wieder kommen!" Aber es kam doch wieder; um elf Uhr rasselte und knisterte es im Stroh, und das Graumännlein kroch zwischen den Halmen hervor und fragte: „Was gibst du mir, wenn ich dir auch heute bei der Arbeit helfe?" Nun hatte die Müllerstochter ein wunderschönes Geschmeide. „Willst du das haben?" fragte sie das Männchen, und als es darin einwilligte, gab sie es ihm. Dann schlief sie ein, wie in der vergangenen Nacht, und als sie wieder erwachte, waren auch die zwei Schock Stroh zu Gold gesponnen. Diesmal war der König noch vergnügter, als er am Morgen die Türe aufschloß, und sprach zu seiner Braut: „Du gefällst mir. Aber eine Nacht mußt du noch spinnen! Aller guten Dinge sind drei! Und dann sollst du Königin werden und Ruhe haben mit dem Spinnrad dein Leben lang." Darauf gab er den Befehl, die Stube ganz voll Stroh zu packen, daß nur ein kleines Eckchen übrig blieb, in dem das Spinnrad stand. Und als der dritte Abend kam, führte er selbst seine Braut hinein und schloß hinter ihr ab.

Hatte die Müllerstochter die beiden Abende vorher viel geweint, so flossen jetzt ihre bitterlichen Tränen und rannen auf den Fuß-

boden herab, und sie verwünschte ihr Schicksal und ihren harten Vater, der, um sie aus dem Hause zu bringen, all das Elend angerichtet hatte. Währenddem war es Nacht geworden, und die Glocke schlug elf, da rasselte und ruschelte es im Stroh, und das Graumännchen trat zum dritten Male vor das Mädchen und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir bei der Arbeit helfe?" — Jetzt hatte die Müllerstochter aber wirklich nichts mehr, und sie sagte zu dem Männlein: „Ich kann dir nichts geben." — „Warum nicht?" gab es zur Antwort. „Versprich mir das erste Kind, das du bekommen wirst, wenn es ein Knabe ist, und ich spinne dir das Stroh zu Gold." Anfangs wollte die Müllerstochter nicht darauf eingehen; als aber das Graumännchen dabei blieb, dachte sie bei sich: „Der liebe Gott wird dich doch nicht ganz verlassen, am Ende schenkt er dir zuerst ein Mädchen," und sie sagte dem Männchen ihr Erstgebornes zu, wenn es ein Sohn würde. Darauf verfiel sie wiederum in den tiefen Schlaf, und als sie erwachte, war alles Stroh zu Gold gesponnen.

Am Morgen war die Freude groß. Der König ließ das Gold in die Schatzkammer tragen; dann wurde Hochzeit gefeiert, und die Müllerstochter war Königin über das ganze Land. Und ehe ein Jahr verging, schenkte ihr der liebe Gott einen kleinen Prinzen. Das erfüllte die Königin mit großen Sorgen, denn sie dachte an den Handel, welchen sie mit dem kleinen Männchen abgeschlossen hatte, und sie konnte kein Auge zudrücken vor Angst und Kummer. Richtig, als es elf Uhr schlug, trat das Männchen ganz leise, leise in die Stube herein und sprach: „Gib mir den Prinzen, wie du mir versprochen hast." — „Das Kind gebe ich dir nicht," antwortete die Königin, „denn was ich dir damals versprochen habe, das habe ich in der Not versprochen!" und während sie das sagte, hielt sie den Prinzen mit beiden Armen umschlungen. Das Männlein wollte das Kind nun mit Gewalt nehmen; aber die Königin drohte, zu schreien und den König zu wecken. Da wurde es zornig, schalt sie eine Lügnerin und ging wieder zur Türe hinaus. „Bekommen will ich dich doch," sagte es bei sich, aber so leise, daß es niemand hörte, und so kam's, daß die Königin dachte, jetzt sei alle Gefahr vorüber, und fortan ohne Furcht vor dem Graumännlein lebte.

Der kleine Prinz wurde Alwin genannt und ward ein schöner,

kluger Knabe, daß der König und die Königin ihre Herzensfreude an ihm hatten. Als er seinen vierzehnten Geburtstag feiern sollte, waren viele Junker aus der Nachbarschaft auf das königliche Schloß geladen, damit er sich mit ihnen seines Geburtstages freue. Es war ein schöner Tag, und die Sonne schien heiß vom Himmel herab. „Wir wollen unsere Pferde in die Schwemme reiten!" rief Prinz Alwin, und so geschah es auch, ein jeder setzte sich auf sein gutes Roß, und fort ging's, was die Pferde laufen mochten, zu dem See und in das Wasser hinein. Prinz Alwin war allen voraus, und mit einem Male sahen seine Gefährten, wie Mann und Roß in die Tiefe gezogen wurden und versanken. Das Pferd kam nach einer kleinen Weile wieder zum Vorschein, aber Prinz Alwin blieb verschwunden. Und kein Nachsuchen half; die Junker mußten ohne den Prinzen zurückkehren, und der König und die Königin betrauerten seinen Tod und weinten ihre bitterlichen Tränen zu seinem Gedächtnis.

Prinz Alwin war aber nicht ertrunken, sondern durch das Wasser hindurch gefallen auf eine große, grüne Wiese. Über ihm war ein Himmel, wie auf der Erde; aber so weit er um sich sehen konnte, war nichts zu erblicken als Gras, kein Baum und kein Strauch, nur langes, grünes Gras. Er ging, wie im Wahne, den lieben langen Tag, aber die Wiese blieb Wiese. Endlich, auf den Abend, sah er vor sich ein kleines Haus stehen, und als er näher kam, schaute ein steinaltes Weib zum Fenster heraus, das sprach: „Guten Tag, Prinz Alwin, es ist gut, daß du da bist!" — „Woher kennst du mich?" fragte der Königssohn. — „Ich kenne dich schon lange," antwortete das Mütterchen, „seit vierzehn Jahren gehörst du mir an. Schon vor der Geburt hat dich deine Mutter meinem Manne verschachert! Jetzt komm herein, denn du bist die längste Zeit dein eigener Herr gewesen. Kannst du aber die Arbeiten bewältigen, die ich dir aufgebe, so magst du zurückkehren in deines Vaters Reich; sonst ist's um dein Leben geschehen." Da gehorchte Prinz Alwin der Hexe und ging in das Häuschen hinein.

Als er drinnen war, wies ihm die Alte einen großen Haufen Knochen und Kartoffeln. Das mußte er in einem Kessel zusammenkochen und dreihundert Näpfchen damit anfüllen. Nachdem er fertig geworden war, hieß ihn die Alte ein Näpfchen nach dem andern auf den Boden tragen. Dort saßen dreihundert Katzen, für die war das

Essen bestimmt, und Prinz Alwin hatte zu tun bis nach Sonnenuntergang, daß jede Katze ihr Näpfchen bekam. Darnach mußte er das ganze Geschirr wieder zurücktragen in die Küche und abwaschen und trocknen, und es wurde Mitternacht, ehe er mit der Arbeit zu Rande gekommen war. „Hast du auch Hunger?" sagte die Hexe, und als Prinz Alwin die Frage bejahte, hieß sie ihn von dem Katzenfutter aus dem Kessel nehmen. Das tat er aber nicht, sondern legte sich hungrig nieder und verfiel in einen festen Schlaf. Aber lange ließ ihm das böse Weib keine Ruhe; schon um drei Uhr störte sie ihn auf und sprach zu ihm: „Jetzt sollst du die erste Arbeit bekommen!" Damit lud sie ihm eine Tonne mit kohlrabenschwarzer Wolle auf den Buckel und führte ihn aus dem Häuschen hinaus durch das hohe Gras, bis sie zu einem kleinen See gelangten, an dessen Ufer ein großer Stein lag. „Bei Sonnenuntergang komme ich wieder," sprach sie, „und wenn die Wolle dann nicht schneeweiß gewaschen und getrocknet ist, so ist dein Leben Gras." Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und ging wieder in das Häuschen zurück.

Prinz Alwin machte sich geschwind an die Arbeit; er tat weißen Seesand unter die Wolle und rieb und rang, aber es half alles nichts, die Wolle blieb kohlrabenschwarz, wie sie gewesen war. Zwei Stunden lang arbeitete er und wusch sich die Hände wund, dann ward er verzagt und setzte sich auf den Stein und weinte. Indem trat eine Jungfrau auf ihn zu, in schwarzem Gewande und mit einem schwarzen Schleier vor den Augen, und fragte: „Prinz Alwin, was weinest du?" — „Ich soll die Wolle weiß waschen und kann es doch nicht," antwortete der Königssohn. „Das glaube ich wohl, daß du damit nicht fertig wirst," sagte die schwarze Jungfer, „du könntest vier Wochen waschen, und sie bliebe schwarz, wie sie ist; aber sei unverzagt, ich werde dir helfen!" Darauf mußte Prinz Alwin sich schlafen legen, und als er wieder erwachte, lag die Wolle auf der Wiese ausgebreitet und war schlohweiß und trocken; von der schwarzen Jungfer aber war nichts mehr zu sehen.

Auf den Abend kam die alte Hexe und besah die Wolle. „Das hast du gut gemacht," sagte sie und packte die Wolle in die Tonne, lud sie dem Königssohn auf den Buckel und kehrte mit ihm in das Häuschen zurück. Dort mußte er sogleich wieder Knochen und



Kartoffeln in dem großen Kessel kochen und die dreihundert Näpfchen füllen und sie zu den dreihundert Katzen auf den Boden tragen. Und als er fertig war mit dem Spülen und Abwaschen, schlug die Uhr eins; doch es focht ihn wenig an, denn er hatte den Tag über auf der Wiese ausgeschlafen. Nur der Hunger plagte ihn sehr; aber von dem Katzenfutter mochte er nicht essen, und andere Speise bekam er nicht. — Lange vor Sonnenaufgang befahl ihm die Alte, die Tonne zu nehmen, und ging mit ihm wieder zu dem See hinaus. Diesmal sollte er die schlohweiße Wolle schwarz waschen, wie sie gewesen war, und wenn er das nicht fertig bekomme und die Wolle nicht kohlrabenschwarz und trocken wäre, so müsse er des Todes sterben.

„Das ist nicht so schlimm, wie die erste Arbeit," dachte Prinz Alwin, und als die Hexe fort war, tauchte er die Wolle in die schwarze Modererde und zog sie wieder hervor. Aber die Wolle war weiß und blieb weiß, und wenn er sie durch den Schmutz zog und mit Füßen trat, sie glänzte wie frisch gefallener Schnee. Da war es auch aus mit seinem guten Mute, und er setzte sich wieder auf den großen Stein und weinte seine bitterlichen Tränen. „Prinz Alwin, was weinest du," sprach mit einem Male eine Stimme, und als er aufblickte, war es dieselbe schwarze Jungfer, die ihm schon gestern geholfen hatte. „Ich soll die weiße Wolle schwarz waschen und kann es nicht," sagte der Königssohn. „Nein, das kannst du nicht," antwortete die schwarze Jungfer, „und wenn du vier Wochen waschen würdest; aber ich werde dir helfen!" Darnach mußte Prinz Alwin sich schlafen legen, und als er wieder erwachte, war die Wolle kohlrabenschwarz und trocken; aber die Jungfer war wieder verschwunden.

Die Sonne neigte sich schon ihrem Untergange, und es dauerte gar nicht lange, so erschien die alte Hexe, besah die Wolle und sagte wie gestern: „Prinz Alwin, du hast deine Sache gut gemacht!" Darauf lud sie ihm die Tonne wieder auf den Rücken und ging mit ihm in das Häuschen zurück.

Nachdem er die dreihundert Katzen besorgt und das Geschirr sauber gemacht hatte, legte er sich schlafen und wachte nicht eher auf, bis ihn die Alte rüttelte und schüttelte, ihm Forke und Besen, Schrupper und Scheuerlappen gab und ihn hinführte zu dem Stalle. „Den reinigst du mir, und wenn du ihn spiegelblank hast bis auf den Abend, darfst du zurückkehren in deines Vaters Reich; sonst bist du des Todes!" Als die Hexe fort war, öffnete Prinz Alwin die Stalltüre. Hu, da wimmelte alles von Addern[1]), Kröten, Blenningen, Schlangen, Ratten und Mäusen, und Dung und Moder standen hoch an den Wänden herauf. Da war wohl sieben Jahre lang nicht ausgemistet worden. Prinz Alwin riß die Türe weit auf, damit die Tiere hinaus gingen, aber keins kam heraus; da nahm er die Forke und schlug nach ihnen. Zisch! fuhren die Addern und Kröten, die Blenninge, Schlangen, Ratten und Mäuse auf ihn zu und sprangen ihm nach dem Gesicht, und er mußte nur schnell die Türe zuschlagen,

1) Nattern, besonders auch Kreuzottern.

sie hätten ihn sonst ums Leben gebracht. Wie sollte er aber den Stall reinigen bei verschlossener Türe? Es blieb ihm wieder nichts übrig, als die Hände in den Schoß zu legen und bitterlich zu weinen. Indem stand die schwarze Jungfer vor ihm und sprach: „Prinz Alwin, was weinest du?" — „Nimm einmal an," sagte Prinz Alwin, „ich soll diesen Stall rein machen, und darin ist soviel Schlangen- und Krötenwesen und anderes Ungeziefer, daß ich des Todes bin, wenn ich hinein gehe. Wie soll ich aber den Stall reinigen bei verschlossener Türe?" — „Du hast recht, Prinz Alwin, das kannst du nicht," antwortete die schwarze Jungfer, „aber ich will dir helfen. Wenn nun am Abend die alte Hexe kommt, so wird sie dich loben und dich morgen ziehen lassen. Auch zu essen wird sie dir geben; aber rühre nichts an, sonst bist du und ich verloren. Dann wird sie dir erlauben, daß du dir von den dreihundert Katzen eine auswählen darfst. Nimm die kleine bunte, welche ganz hinten in der Ecke sitzt!" Prinz Alwin versprach der schwarzen Jungfer, alles zu tun, wie sie ihm gesagt hatte; darauf mußte er sich schlafen legen, und als er wieder erwachte, kam auch schon die alte Hexe gegangen. „Nun, ist der Stall rein?" rief sie und riß die Tür auf; da war der Fußboden blitzblank, und die Wände glimmerten und glitzten, wie Spiegelglas. „Das hast du recht gut gemacht, mein Sohn," sprach die alte Hexe, „füttere heute noch einmal die Katzen, und morgen darfst du nach Hause gehen!"

Da war Prinz Alwin wohl zu Mute, und er kochte so flink, wie möglich, das Futter und trug die dreihundert Näpfchen auf den Boden und setzte sie den dreihundert Katzen vor, und als die Tiere fertig waren, wusch er alles Geschirr fein säuberlich aus und pfiff sich ein lustiges Lied dazu; es war ja das letzte Mal, daß er die Arbeit zu tun brauchte. Darnach legte er sich schlafen, und die Alte ließ ihn ruhen, bis die Sonne hoch am Himmel stand. „Prinz Alwin," sagte sie, als er die Augen aufschlug, „jetzt darfst du nach Hause zurückkehren. Aber ungegessen sollst du nicht von mir gehen!" Sprach's und ging in die Küche und trug eine fette Bratgans auf den Tisch, die war so knusperig und weich und roch so schön, daß Prinz Alwin das Wasser im Munde zusammenlief. Aber er dachte an das Versprechen, welches er der schwarzen Jungfer gegeben; und als die

Alte aus der Stube ging, aß er nicht, sondern stellte die Gans auf den Ofen. „Prinz Alwin, hat dir der Braten geschmeckt?" — „Sehr gut," antwortete er. „Hast du auch alles aufgegessen?" forschte sie weiter. „Auch kein Knöchelchen ist übrig geblieben," sagte Prinz Alwin. Da begann die Bratgans auf dem Ofen zu schreien: „Tutteruttuttuttuttutt! Tutteruttuttuttuttutt!" und sprang auf die Diele herab. „Ach, du bist wohl feinnäsig," rief die Hexe, „Gänsebraten ist zu hart! Warte nur, mein Söhnchen, ich werde dir etwas Besseres bringen!" Sprach's und ging in die Küche, und es dauerte gar nicht lange, so kam sie mit einem Brathuhn zurück. „So, das wird dir besser schmecken," sagte sie und ging wieder hinaus. Prinz Alwin überkam eine große Eßlust, aber er bezwang sich und steckte das Brathuhn hinter den Ofen, und als die Alte zurückkehrte, sagte er wieder, der Braten habe ihm sehr gut geschmeckt und er habe nichts übrig gelassen." „Gackgackgackgackgack!" rief da das Brathuhn und sprang aus der Hölle heraus. Darüber wurde die Hexe sehr zornig und schalt: „Auch Hühner stehen dir nicht an? Doch halt, ich hab's, du bist andere Speise gewöhnt," und sie lief zum dritten Male in die Küche und trug ein gebratenes Saugferkel auf den Tisch. Hatte aber Prinz Alwin die Gans und das Huhn verschmäht, weil es die schwarze Jungfer ihm so befohlen hatte, so wollte er auch von dem Saugferkel nichts wissen. Und damit ihn der Ofen nicht wieder verriete, denn er glaubte, er habe den Tieren die Sprache verliehen, knöpfte er das Saugferkel unter die Jacke und wartete ab, bis die Alte wieder in die Stube trat und darnach fragte, wie ihm der Braten geschmeckt habe. „Ich habe alles verzehrt," sagte Prinz Alwin auch diesmal, aber das Saugferkel strafte ihn Lügen und rief: „Quiquiquiquiqui!" und hörte nicht auf mit Schreien, bis er die Jacke aufgeknöpft hatte. Dann lief es zur Hexe, und die nahm es in ihre Schürze und sagte voll Zorn: „Wenn dir mein Essen nicht behagt, so magst du hungrig bleiben. Doch umsonst sollst du nicht gearbeitet haben; suche dir eine von den dreihundert Katzen aus, und welche dir am besten gefällt, die magst du nehmen!"

Das ließ sich Prinz Alwin nicht zweimal sagen und stieg mit der Alten auf den Boden hinauf. Ganz hinten in der äußersten Ecke

saß die kleine bunte Katze und sah ihn unverwandt an. „Die will ich haben," rief Prinz Alwin und griff sie und nahm sie auf seinen Arm und streichelte sie. „Sieh einer den Schlingel," schalt die Hexe, „gerade meine Lieblingskatze sucht er heraus. Konntest du dir denn keine andere wählen? Da sitzen doch schwarze, graue und weiße die schwere Menge." Aber Prinz Alwin blieb dabei, er wolle die bunte Katze haben, und da ihm die Alte freie Wahl gelassen, mußte sie wohl oder übel damit zufrieden sein. „Nun lauf," sagte sie, „und mach, daß du zu deinen Eltern zurückkommst. Sonst hätte ich dir den Weg gewiesen; da du aber meine Lieblingskatze gewählt hast, magst du dich selbst hinauffinden." Prinz Alwin ging auch; aber als er auf der Wiese bei dem See war, wußte er nicht aus noch ein, und er setzte sich auf den großen Stein und weinte bitterlich. Da verwandelte sich mit einem Male das bunte Kätzchen zu seinen Füßen in die schwarze Jungfer und sprach zu ihm: „Prinz Alwin, du hast alles gut gemacht; und wenn du mir versprichst, daß du mich heiraten willst, so werde ich dich auf die Oberwelt zurückbringen." Das versprach Prinz Alwin der schwarzen Jungfer von Herzen gerne, denn er hatte sie längst lieb gewonnen. „Nun aber noch eins," sagte das Mädchen, „wenn du nach Hause kommst, so darfst du in drei Tagen nichts essen und nichts trinken. Hältst du aus, so bin ich erlöst; und wie ich dich errettet habe, so errettest du mich." Auch das wollte Prinz Alwin gerne besorgen; und nachdem er ihr die Hand darauf gegeben hatte, führte sie ihn durch Luft und Erde und Wasser hindurch, bis an das Ufer des Sees, in welchem er damals mit den jungen Edelleuten die Pferde in die Schwemme geritten. Darauf verschwand die schwarze Jungfer, er aber ging in seines Vaters Schloß.

Der König und die Königin erschraken nicht wenig, als sie Prinz Alwin wieder erblickten. Sie hatten ihn längst tot geglaubt, denn nicht fünf Tage, wie es ihm geschienen, sondern zehn Jahre war er bei der alten Hexe gewesen. Nun wurde aber auch sogleich ein großes Festmahl ausgerichtet und Wiedersehen gefeiert. Alle aßen und tranken nach Herzenslust, nur Prinz Alwin wollte nicht essen, weil er der schwarzen Jungfer versprochen hatte, daß er drei Tage fasten würde. „Prinz Alwin, iß doch!" riefen Vater und Mutter, und „Prinz Alwin, iß doch!" baten die andern alle, und weil ihm die

guten Braten so lieblich entgegen rochen und der Hunger ihn schier umbrachte, so griff er endlich zu und aß und aß; und je mehr er aß, um so mehr vergaß er, was ihm während der zehn Jahre tief unter dem See bei der alten Hexe zugestoßen; und als er satt war, hatte er alles vergessen und wußte nichts mehr von der ganzen Sache.

Nachdem ein paar Tage vergangen waren, sprach die Königin zu ihm: „Mein Sohn, du sollst heiraten. Dein Vater und ich, wir haben für dich bei dem Nachbarkönig um seine Tochter geworben; zieh hin und hole die Braut!" Da machte sich Prinz Alwin auf mit großem Gefolge und holte die Prinzessin in seines Vaters Schloß. Dort war alles zubereitet zum festlichen Empfange, und als die sechste Woche nach der Rückkehr des jungen Prinzen vergangen war, sollte Hochzeit gefeiert werden. Wie nun alle beim Mahl saßen, öffnete sich die Türe des Saales, und die schwarze Jungfer trat herein und hatte auf jeder Schulter eine Taube sitzen. Sogleich stand der Edelmann, welcher der Türe zunächst saß, auf und lud sie zum Essen. Antwortete die Jungfer:

„Ich werde schon essen,
Meine Täubchen nicht zu vergessen,
Wie Prinz Alwin,
Saß auf dem Stein
Und weinte."

Darauf ging sie weiter, der Spitze der Tafel zu, wo die Braut und der Bräutigam saßen. Wieder nötigte sie einer von den Tischherren, sich niederzusetzen, aber sie wich ihm aus und sprach von neuem:

„Ich werde schon essen,
Meine Täubchen nicht zu vergessen,
Wie Prinz Alwin,
Saß auf dem Stein
Und weinte."

Da ließ der Junker sie gehen, und sie schritt weiter bis zu dem Ende des Saales. Jetzt stand auch Prinz Alwin auf und bat sie, mit ihm zu essen und fröhlich zu sein. Und als ihm die schwarze Jungfer antwortete:

„Ich werde schon essen,
Meine Täubchen nicht zu vergessen,
Wie Prinz Alwin,
Saß auf dem Stein
Und weinte,"

fiel es dem Königssohn wie Schuppen von den Augen. Es war ihm, als ob er aus einem schweren Traum erwache, und er verließ seine Braut, faßte die schwarze Jungfer bei der Hand und führte sie aus dem Saale heraus. Als sie allein waren, fiel er ihr zu Füßen und bat um Verzeihung. Sagte die schwarze Jungfrau: „Jetzt habe ich sechs Wochen hungern müssen, und du konntest dich nicht einmal drei Tage der Speise enthalten um meinetwillen. Was wirst du nun tun?" Sprach Prinz Alwin: „Warte ein Weilchen!" und eilte in den Hochzeitssaal zurück. „Ihr lieben Herren," sprach er zu den Gästen, „ich weiß ein Rätsel, wer kann es mir lösen? Ich habe einen kostbaren Schrank und besaß einen trefflichen Schlüssel dazu. Den hab ich auf der Reise verloren, und ich schickte zum Schlosser, um einen neuen zu bestellen. Inzwischen hat sich der alte wieder gefunden. Was soll ich nun tun? Verwerfe ich den alten Schlüssel, oder bestelle ich den neuen ab, dieweil er noch nicht fertig ist?" Da riefen alle Gäste mit einem Munde: „Du sollst den alten Schlüssel nehmen!" Des freute sich Prinz Alwin, und er erzählte, wie alles gekommen war. Da wurde des Nachbarkönigs Tochter ihrem Vater zurückgeschickt, und Prinz Alwin machte mit der schwarzen Jungfer Hochzeit. Die war inzwischen schlohweiß geworden und sah so schön aus, daß sie die schönste Prinzessin war unter der Sonne. Sie lebte mit Prinz Alwin in Glück und in Frieden, und wenn die beiden nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

---



## Rinrot.

Ein Mann hatte einen Sohn, der sprach zu seinem Vater, er wollte in die Welt gehen und sich irgendwo einen Dienst suchen, um sein Glück zu machen. Der Vater gab ihm Erlaubnis, und der Junge ging fort. Nun kam er bald in einen großen Wald, und nachdem er lange darin gewandert, so setzte er sich einmal nieder unter einen großen Baum, um sich auszuruhen und sein Frühstück zu verzehren. Wie er nun so da saß, kamen da drei Leute auf ihn zu, die hatten zusammen nur ein Auge, und wer von ihnen das eine Auge trug, der mußte für die beiden andern sehen und sie führen. Da erschrak der Junge so vor ihnen, daß er schnell auf den Baum kletterte. Aber die drei kamen heran und setzten sich unter den Baum, wo der Junge gesessen hatte. Da sprach einer zu dem andern: „Was russelt da immer so in dem Baum?" Der zweite sprach: „Ich höre da auch immer was, wir sollten einmal zusehen, was da oben im Baume ist." Da stieg der, der das Auge hatte, zuerst in den Baum, sah sich um und sprach: „Ich sehe nichts." Da

stieg auch der zweite hinauf, und der erste reichte ihm das Auge hin, und er sah sich um und sagte: „Ich sehe auch nichts." Nun kam auch noch der dritte herauf. Wie aber der eine ihm das Auge hinlangen wollte, griff es ihm der Junge aus der Hand weg, da konnten sie nicht mehr sehen. Nun fingen sie an, ihn zu bitten, und der eine sprach: „Wenn du uns unser Auge wiedergibst, so will ich dich ein Gebet lehren; wenn du das hersagst, so kann dir niemand eine Bitte abschlagen." Und der andre sagte: „Ich will dir ein Schiff geben, das segelt zu Wasser und zu Lande, und wenn du es aus der Tasche nimmst und dich hineinsetzt, kannst du dich allerwärts damit hinwünschen." Und der dritte sprach: „Ich will dir einen Stock geben, wen du damit anrührst, der muß sogleich sterben. Und das sollst du alles sogleich haben, wenn du uns unser Auge wiedergeben willst." Da sagte der Junge mit Freuden ja, gab ihnen das Auge wieder, und die drei Leute gaben ihm die drei Kunststücke; der eine lehrte ihn das Gebet, daß niemand ihm eine Bitte weigern konnte, der andre gab ihm das Schiff, das zu Wasser und zu Lande segelte, und der dritte gab ihm den Stock, der jeden tötete, den er nur damit anrührte.

Nun ging der Junge weiter und kam an des Königs Hof an. Da ging er zu dem Koch in die Küche und bat ihn, er möchte ihn als Küchenjunge annehmen. Der Koch sagte nein, sie hätten schon einen Küchenjungen; da sagte er nur sein Gebet her, und sie nahmen ihn gleich in Dienst.

Nun war da ein alter Riese, der hatte zwei große Söhne. Da kam eines Tages der älteste Riesensohn zum Könige und sprach, er solle ihm seine Tochter zur Frau geben, sonst werde er ihm sein ganzes Königreich spolieren. Der König versammelte alle seine Minister und fragte sie, was nun zu tun sei und ob nicht einer da wäre, der es mit dem Riesen aufnehmen wollte. Da war da einer, der hieß Rinrot, der sagte, er wollte wohl mit dem Riesen kämpfen, wenn der König ihm seine Tochter zur Frau gebe. Das sagte ihm der König zu, und Rinrot machte sich zum Kampfe fertig. Als aber der Küchenjunge davon hörte, bat er seinen Koch, ob er nicht einmal dahin sollte, er wollte sich gerne alles mit ansehen. Da sagte der Koch: „Du sollst da wohl hin, du hast uns aber Bescheid zu bringen, wie es abläuft." Da sagte der Küchenjunge ja, nahm sein Schiff aus der Tasche und segelte über Wasser und Land grade zu,

bis er zu dem Riesen kam. Da fragte ihn der Riese: „Bist du es, der die Königstochter erlösen will?" „Ja," sagte der Junge. Da lief der Riese auf ihn zu und wollte ihn totschlagen; aber der Junge sprang bei Seite und schlug mit seinem Stock nach dem Riesen, da fiel der sogleich nieder und war tot. Nun ging er hin, nahm sein Messer aus der Tasche und schnitt dem Riesen die Zunge aus und setzte sich dann wieder in sein Schiff und fuhr nach Hause und sagte, daß er nichts gesehen hätte. Als nun aber Rinrot bei dem Riesen ankam und ihn tot da liegen fand, schlug er ihm den Kopf ab und nahm den mit in seiner Kutsche zu dem König und sagte, er hätte den Riesen totgeschlagen, und der König solle ihm nun seine Tochter geben. Da kam aber gleich der andere Riesensohn an und sagte zum König, sie hätten ihm seinen Bruder totgeschlagen, nun sollte er ihm seine Tochter geben und das halbe Königreich dazu, sonst würde er es ganz spolieren. Da dachte Rinrot, er hätte den einen Kopf ja schon, er würde den andern auch wohl kriegen, sagte darum zum König, er sollte nur ganz ruhig sein, er wollte auch schon mit diesem Riesen fertig werden, wenn er ihm nur seine Tochter und das halbe Königreich versprechen täte. Das sagte der König ihm mit Freuden zu. Da bat der Küchenjunge seinen Koch, ob er nur wieder einmal dahin sollte, um sich alles mit anzusehen. Der Koch sagte: „Nein, du hast ja vom ersten Mal keinen Bescheid gebracht." Da sprach der Küchenjunge sein Gebet, und gleich gab ihm der Koch Erlaubnis. Draußen vorm Schloß langte er dann sein Schiff aus der Tasche, setzte sich hinein und fuhr über Wasser und Land zu dem Riesen hinüber. Da sagte der Riese zu ihm: „Bist du es, der die Königstochter und das halbe Königreich erlösen will?" „Ja," antwortete der Küchenjunge. „Nun, so sollst du hier auf der Stelle sterben," rief der Riese und schlug zu mit seiner Stange; aber der Junge sprang bei Seite und berührte ihn mit seinem Stock, da fiel er nieder und war tot. Der Junge nahm nun sein Messer aus der Tasche und schnitt ihm die Zunge aus dem Halse, und als er zu Hause kam, sagte er wieder zu dem Koch, er hätte nichts davon gesehen noch gehört, das sei schon alles vorbei gewesen. Da wollte Rinrot auch hin und mit dem Riesen kämpfen, aber er fand ihn wieder tot da liegen; da hieb er ihm den Kopf ab und nahm den in seiner Kutsche mit nach

Hause und sagte, er hätte es getan, und der König solle ihm nun seine Tochter geben und das halbe Königreich dazu. Da aber kam der alte Riese und sprach, seine beiden Söhne wären tot, der König müsse ihm seine Tochter geben und das ganze Königreich dazu, sonst werde er es ihm ganz spolieren. Rinrot dachte und sagte zum König: „Ich bin schon mit zwei Riesen fertig geworden; Herr König, laßt mich nur hin, wenn ihr mir nachher eure Tochter und euer Königreich geben wollt." Das versprach ihm der König auch in seiner Not. Da bat der Küchenjunge seinen Koch wieder; aber der sagte: „Nein, du sollst nicht hin, du hast uns von beiden Malen keinen Bescheid gebracht." Da sagte der Junge sein Gebet, und der Koch sprach: „Ja, dann kannst du diesmal noch gehn, aber bringst du keinen Bescheid, kommst du nicht wieder weg." Als der Junge nun draußen kam, setzte er sich wieder in sein Schiff und fuhr zu Lande und zu Wasser nach dem Riesen gerade zu. Da sprach der Riese zu ihm: „Bist du das, der meine beiden Söhne totgeschlagen hat und die Prinzessin und das ganze Königreich erlösen will?" „Ja," sagte der Junge. „Denn sollst du nun auch keinen mehr totmachen," sprach der Riese. Da antwortete der Junge: „Das wollen wir sehen, wir wollen uns erst noch darum streiten." Der Riese wollte nun zuschlagen, aber der Junge sprang bei Seite und schlug den Riesen mit seinem Stock tot, und darauf nahm er sein Messer heraus und schnitt ihm die Zunge aus dem Hals, zu Hause aber sagte er wieder, er hätte nichts gesehn und nichts gehört. Als Rinrot aber dahin kam, schlug er wieder dem Riesen den Kopf ab und brachte ihn vor den König und sprach, nun hätte er alle drei Riesen totgeschlagen, darum sollte der König ihm auch gleich seine Tochter geben und das ganze Königreich dazu. Da ward der alte König ganz traurig und nachdenklich und sprach: „Laß uns doch erst einmal die Köpfe ein wenig genauer besehen," und als der König und seine Minister nun die Köpfe besahen, da fanden sie, daß in allen die Zungen fehlten. Sprach der König: „Das ist doch sonderbar, daß die Zunge fehlt. Ein jeder Mensch hat doch wohl eine Zunge, wo sind denn diese geblieben?" Rinrot antwortete: „Die Riesen hatten keine Zungen." Da sagten die Minister zu dem König, sie hätten gehört, daß da ein Junge bei seinem Koch wäre, der sei jedesmal hin gewesen, um zuzusehn; er sollte den Jungen

doch einmal rufen lassen. Da schickte der König in die Küche hinunter, und der Koch sprach zu dem Jungen: „Wir müssen dich doch erst ein bißchen anders anziehen, du sollst vor den König kommen.“ Nun zog der Koch ihn erst ein bißchen anders an; aber die drei Riesenzungen steckte der Junge in die Tasche und ging dann vor den König. Da fragte ihn der König: „Hast du nichts davon gesehen, daß die drei Riesen totgemacht wurden?“ „Ja,“ antwortete er, „das sah ich mit meinen eignen Augen.“ „Hat Rinrot ihnen denn die Köpfe abgeschlagen?“ „Ja, das hat er getan, aber totgeschlagen hat er die Riesen nicht.“ „Wer hat das denn getan?“ „Das habe ich und kein anderer getan,“ sagte der Junge. Da wollte Rinrot auf ihn los und wollte ihm das Leben nehmen, aber der Junge warf die Zungen auf den Tisch und sprach: „Da ist der Beweis; seht zu, ob die Zungen nicht passen,“ und die Zungen paßten alle. Da sagten alle Minister, daß er die Riesen müßte erschlagen haben, und der König sprach, daß er sein Tochtermann werden und sein ganzes Königreich haben sollte, den Rinrot aber sollten sie an den Galgen hängen. Und so geschah es auch, und darauf gab's eine fröhliche Hochzeit, und der Küchenjunge heiratete die Königstochter und ward König, und

Sæben Jaer unn enen Dag<br>
Hyern se dat Bruetgelag:<br>
Da kreeg ik een paar glasern Scho,<br>
Da danz ik op na Hues hento;<br>
Da stött ik an en Steen:<br>
Kling! säen myn Scho unn gingen vun een.



## Der Zaubertopf und die Zauberkugel.



In einem Dorfe lebte vor Zeiten ein armer Kirchendiener, der hatte Mühe für sich und seine Familie das tägliche Brot zu schaffen. Seine Frau handelte mit Eiern, die trug sie nach der nahe gelegenen Stadt, wo sie für den Erlös Nahrungsmittel kaufte. Aber plötzlich starben ihr fast alle Hühner, und nun mußte sie auch das letzte noch verkaufen. Am nächsten Morgen ging sie nach der Stadt, mit einem Korbe auf dem Rücken, in welchem sich die Henne befand. Sie mußte über einen steilen Berg gehen und setzte sich unterwegs nieder, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich sprang aus dem Gebüsche ein Männchen hervor, das hatte einen großmächtigen weißen Bart. Er trat näher zu der erschrockenen Frau und fragte, wohin sie gehe. Sie antwortete: „Nach der Stadt, um meine einzige Henne zu verkaufen." Das Männchen erwiderte: „Wenn du willst, so gebe ich dir einen Topf für die Henne." Die Frau lachte über den Vorschlag und sagte: „Du mußt nicht glauben, daß ich nicht wisse, was ein Topf und eine Henne wert ist." Das Männchen aber entgegnete: „Lache nicht zu früh, es wird sich erst zeigen, ob die Henne oder der Topf wertvoller ist; wenn du übrigens nicht willst, zwingen kann ich dich nicht." Die Frau besann sich noch einige Zeit und willigte endlich in den Tausch ein. Das Männchen verschwand und kam bald mit einem rußigen Topfe zurück und sprach: „Mit diesem Topfe kannst du alles herbeischaffen, was du nur wünschest. Wenn du ihn gebrauchen willst, so stelle ihn in den Schatten, bedecke ihn und sprich: „Fülle dich, Topf," und du wirst sehen, daß der Topf gehorcht. „Nur hüte dich, ihn je zu reinigen oder von der Sonne bescheinen zu lassen." Die Frau nahm den Topf in Empfang, versprach alle Vorsicht zu beobachten und entfernte sich. Sobald sie zu Hause war, wollte sie

sich überzeugen, ob der Topf auch wirklich diese Eigenschaft besitze. Sie ging mit ihm in den Schatten, bedeckte ihn und sprach: „Fülle dich, Topf, mit Milch.“ Sie nahm den Deckel weg, und der Topf war bis an den Rand mit Milch gefüllt. Voll Freude suchte sie ihren Mann auf, um ihm ihr Glück zu erzählen.

Lange Zeit hatte der Topf der Familie gute Dienste geleistet, aber jedesmal, wenn er gebraucht war, wurde er schwärzer und glänzte wie Ebenholz. Die Frau rieb daher eines Tages den schwarzen Topf blank und stellte ihn an die Sonne. Als er trocken war, glänzte er wie pures Gold. Die Frau war sehr erfreut darüber und wollte den Topf in das Zimmer tragen, aber kaum hatte sie die Hand danach ausgestreckt, da erhielt sie auch schon einen so derben Schlag, daß sie ohnmächtig niederstürzte. Als sie wieder zu sich kam, sah sie, daß der Topf verschwunden war. Jetzt erst erinnerte sie sich, daß sie das Gebot übertreten habe, und an die Stelle des Überflusses trat wiederum die Not. Deshalb sagte die Frau zu ihrem Manne, er solle auch einmal in die Stadt gehen, vielleicht begegne er jenem Männchen.

Der Kirchendiener ging zu seinem Nachbar, kaufte von ihm ein Lamm und trieb es nach der Stadt. Als er auf dem Berge ankam, setzte er sich auf derselben Stelle nieder, wo damals seine Frau ausgeruht hatte. Er blieb einige Zeit sitzen, aber kein Männchen wollte sich zeigen. Endlich stand er auf und ging weiter, da plötzlich rauschte es im Gebüsche, und das Männchen stand vor ihm. „Wohin eilst du?“ Der Kirchendiener, der schnell das Kreuz machte, antwortete mit zitternder Stimme: „Ich treibe dieses Lamm nach der Stadt, um es zu verkaufen.“ Das Männchen sagte hierauf: „Deine Mühe ist vergebens, denn heute sind so viele Schafe auf dem Markte, daß das deinige ganz unbeachtet bleiben wird, aber wenn du willst, so gebe ich dir eine Kugel dafür.“ „Aus diesem Tausche kann nichts werden“, sagte der Kirchendiener, „denn wenn ich mein Lamm verkaufe, kann ich mir genug Kugeln kaufen.“ Darauf sagte das Männchen zu dem Kirchendiener, der sich indes ein wenig gefaßt hatte: „Sprich nicht so voreilig, ich weiß nicht, ob du dir solche Kugeln kaufen kannst, wie ich sie besitze; wenn du aber nicht willst, so behalte dein Lamm, ich brauche es nicht.“ Der Kirchendiener dachte an den Topf

und ging den Tausch ein. Das Männchen verschwand und kam bald zurück mit einer Kugel, die aus Holz zu sein schien. „Wenn du diese Kugel gebrauchen willst," sprach es zum Kirchendiener, „so lege sie auf die Erde und sprich: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" und du wirst die Wirkung dann schon sehen. Hüte dich jedoch, wenn du die Kugel gebrauchst, etwas offen zu lassen." Der Kirchendiener nahm die Kugel in die Hand, und er konnte sie kaum halten, so schwer war sie. Er band sie nun in ein Tuch und eilte voller Freude nach Hause. Alsbald beschloß er den Versuch zu machen, schloß alle Fenster und Türen, legte die Kugel auf die Erde und sprach: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel fing an zu rollen, und zwar immer stärker und stärker, und endlich teilte sie sich in zwei Teile, und eine Menge kleiner Männchen hüpften heraus und bedeckten den Tisch mit goldenem Geschirr und köstlichen Speisen; sodann verschwanden sie wieder in die Kugel. Nun setzte sich die Familie zum Mahle und ließ es sich recht wohl schmecken. Kaum hatten sie abgegessen, so teilte sich die Kugel, und dieselben Männchen, die den Tisch gedeckt hatten, räumten ab und verschwanden mit dem goldenen Geschirr in die Kugel, und als alle darin waren, schloß sie sich wieder.

Lange besaß die Familie diese Kugel, und man ging vorsichtiger mit ihr um, als mit dem Topfe. Allein nach und nach wurde es im Orte bekannt, daß der Kirchendiener eine Zauberkugel besitze, und es kam auch zu den Ohren des Klostervorstehers. Dieser ließ den Kirchendiener vor sich kommen und fragte ihn, ob das wahr sei, was man von ihm spreche. Anfangs wollte der Kirchendiener mit der Farbe nicht heraus, als ihm aber der Vorsteher mit Entlassung drohte, gestand er alles der Wahrheit gemäß. Der Vorsteher befahl dem Kirchendiener die Kugel zu bringen. Er gehorchte, und nachdem er erklärt hatte, wie man mit der Kugel zu Werke gehen müsse, entließ ihn der Vorsteher mit der Versicherung, ihm eine einträglichere Stelle zu verschaffen. Allein diese ließ sehr lange auf sich warten, und der Kirchendiener war wieder in der alten Not. Und weil er sich nicht anders zu helfen wußte, entschloß er sich, noch einmal auf den Berg zu gehen und das Männchen um eine andere Kugel zu bitten. Er kaufte deshalb zwei Ochsen und trieb sie nach der Stadt. Wie

er auf dem Berge ankam, ruhte er aus. Aber kaum hatte er sich niedergesetzt, so war auch schon das Männchen da. Es fragte ihn: „Kommst du wieder eine Kugel holen?" „Ja", war die Antwort des Kirchendieners. „Ich möchte aber gern eine noch bessere Kugel haben, deshalb habe ich zwei Ochsen mitgenommen." „Du sollst sie haben", antwortete das Männchen, verschwand und brachte eine etwas größere Kugel, als das vorige Mal. Diese gab es dem Kirchendiener mit den Worten: „Was du zu tun hast, weißt du." Der Kirchendiener bejahte es und entfernte sich. Als er zu Hause ankam, schloß er alle Türen und Fenster, legte die Kugel auf den Boden und sagte: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" Sie fing an zu rollen, und zwar immer schneller und schneller, und teilte sich endlich; aber welcher Schreck — statt der kleinen Männchen mit goldenen Schüsseln kamen zwei Riesen mit ungeheuren Knütteln aus der Kugel und schlugen alle so unbarmherzig, daß bald die ganze Familie ohnmächtig zu Boden fiel. Dann kehrten sie wieder in die Kugel zurück. Der erste, der sich von der Ohnmacht erholt hatte, war der Kirchendiener, und dieser beschloß, sich an seinem Vorgesetzten furchtbar zu rächen. Er nahm die Kugel und ging zu ihm, allein er erhielt keinen Einlaß, weil Gäste da wären. Das war dem Kirchendiener noch erwünschter; er ließ nämlich dem Vorsteher des Klosters melden, daß er nun eine weit bessere Kugel besitze. Dieser ließ ihn sogleich rufen und forderte ihn auf, das Kunststück vor der ganzen Gesellschaft zu zeigen. Der Kirchendiener legte die Kugel auf den Boden und sprach: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel teilte sich in zwei Teile, und die zwei Riesen fielen mit ihren Knütteln über die wehrlosen Gäste her und schlugen sie so derb, daß sie wie Mücken am Boden herum lagen. Nur der Vorsteher hatte die Besinnung nicht ganz verloren und schrie dem Kirchendiener fortwährend zu, er solle die zwei Teufel zur Ruhe bringen. Allein der Kirchendiener entgegnete: „Nicht eher, als bis ich meine alte Kugel habe." „Da ist der Schlüssel zu jenem Kasten, und in diesem ist die Kugel", sprach der Vorsteher, und die beiden Riesen zogen sich in die Kugel zurück. Der Kirchendiener ging zu dem Kasten, sperrte ihn auf, nahm die Kugel und ging mit beiden nach Hause.

Noch lange Zeit benützte er die kleinere Kugel. Eines Tages

hatte er seine Freunde zu sich geladen, und als alle beisammen waren, nahm er die Kugel, legte sie auf den Boden hin und sprach: „Kugel, sei höflich und nimm die Mütze ab!" Die Kugel fing an zu rollen. Aber während sie rollte, trat jemand in die Stube, und die Kugel flog durch die offene Tür ins Freie. Alle Anwesenden stürzten hinaus und liefen der Kugel nach, die aber rollte immer schneller und schneller und teilte sich endlich, worauf eine Unzahl kleiner Männchen aus der Kugel herauskamen und mit allerlei Goldsachen davon eilten. Und zwar liefen diese Männchen auf die Berge, wo sie jetzt noch das Gold hüten. Auch die andere Kugel war durch die offene Tür hinausgeflogen und hatte sich ebenfalls geteilt. Allein aus dieser kamen keine Männchen, sondern nur eine Schar Riesen, welche ebenfalls in die Gebirge flüchteten. Und dort halten sie sich noch alleweile auf.

---

## Die Königstochter und der Soldat.

Es ist niemand so glücklich, daß er das Wünschen verlernte. Das erfuhr ein König und eine Königin wohl. Die lebten in aller Freude und Herrlichkeit der Welt und saßen doch oft traurig bei einander, denn sie hatten keine Kinder. Und als sie einst auch wieder über ihr Unglück klagten, vergaß sich der König und tat einen Fluch, er wolle ein Kind, und wenn es auch vom Teufel käme. Und siehe da, kein Jahr verging, so bekam die Königin eine Tochter. Doch sie erschrak, als sie das Mädchen ansah; denn es war über und über schwarz und war auch nicht so klein wie die andern Kinder, wenn sie auf die Welt kommen, sondern konnte schon laufen und auch sprechen. Und es sagte zum Könige: „Vater, ich werde nicht älter als sechzehn Jahr. Dann mußt du mich in der Schloßkirche hinter dem Altar beisetzen lassen, und jede Nacht muß ein Soldat bei mir Wache stehen."

Die Prinzessin wuchs heran, und als sie sechzehn Jahre alt war, starb sie plötzlich. Da wurde sie denn, wie es einer Königstochter geziemt, mit großer Pracht in der Kirche beigesetzt, und ein Soldat wurde als Wache bei ihr gelassen. Doch als er am andern Morgen



abgelöst werden sollte, war er verschwunden. Man stellte einen andern hin, doch auch von diesem war am folgenden Tage keine Spur zu finden. Und so ging es Tag für Tag viele Monate hindurch, und des Königs Heer wurde immer dünner. Da kam die Reihe an einen Soldaten, der ein schlauer Gesell war und dachte: „Du kannst wohl etwas Klügeres tun, als dich von dem Teufelskinde verschlingen lassen. Wie wär es, wenn du dich aufmachtest und davon liefst?" Wie gedacht, so getan. Als es Abend wurde, machte er sich auf den Weg, lief über Berge und Felder und kam auf eine schöne Wiese. Da stand plötzlich ein graues Männchen vor ihm und fragte: „Wohin des Weges? Darf man nicht mit?" Und weil das Männchen so treuherzig aussah, erzählte ihm der Soldat, daß er fortgelaufen sei, und warum er das getan habe. Das graue Männchen aber sprach: „Wenn's weiter nichts ist, so kehre getrost wieder um und gehe auf deinen Posten. Wenn es gegen zwölf kommt, stelle dich auf die Kanzel und rühre dich nicht, du magst sehen und hören, was du willst; so kann dir kein Leid geschehen." Dem Rate folgte der Soldat und ging zurück in die Kirche.

Als die Glocke zwölf schlug, sprang der Deckel des Sarges auf, und die schwarze Prinzessin stieg heraus, rannte in der Kirche umher und suchte den Soldaten, und da sie ihn nicht fand, schalt sie auf ihren Vater und fluchte und lärmte, daß die Kirche widerhallte. Da schlug es eins, und sie eilte zum Sarge zurück, legte sich hinein und war mäuschenstill. Der Soldat stieg von der Kanzel und setzte sich auf die Stufen des Altars; und als man am Morgen die Tür öffnete, um eine neue Wache an den Sarg zu stellen, war man nicht wenig erstaunt ihn lebendig wieder zu finden. Er sollte nun erzählen, was er gesehen hatte; doch das wollte er nicht: und zur Strafe löste man ihn nicht ab, sondern ließ ihn zum zweiten Mal in der Kirche wachen. Da lief er denn wieder davon: doch das graue Männchen begegnete ihm auch diesmal, redete ihm Mut ein und sagte, er solle sich nur auf den Altar stellen, so werde ihn die Prinzessin nicht finden. Das tat er auch. Die schwarze Prinzessin sprang um zwölf wieder aus dem Sarge, tobte und lärmte noch mehr als in der ersten Nacht, doch den Soldaten sah sie nicht; und als es eins schlug, legte sie sich in den Sarg. Am folgenden Morgen sollte der Soldat wieder erzählen, was ihm begegnet war, und weil er es nicht tat, wurde er verurteilt auch noch die dritte Nachtwache zu halten. Was sollte er nun tun? In der Kirche bleiben, ohne das Männchen zu fragen? Das könnte ihm übel bekommen. Doch wer weiß, ob das graue Männchen wieder auf der Wiese sein wird? Er beschloß, wie es auch kommen möge, hinweg zu laufen und das Übrige abzuwarten. Doch zu seinem Glücke fand er das graue Männchen, und es sprach zu ihm: „Du willst wieder fort; doch kehre nur um und wache noch diese Nacht: du wirst es nicht bereuen. Stelle dich an die linke Seite des Sarges, und sobald die Prinzessin herausgestiegen ist, lege dich hinein: und wenn sie dann auch noch so sehr flucht und dich zu erwürgen droht, so rühre dich nicht und sprich kein Wort, bis sie dich um der drei Wunden Christi willen bittet aufzustehen; dann steh auf, dann ist sie erlöst." Damit verschwand das graue Männchen, und der Soldat ging wieder in die Stadt, stellte sich in der Kirche auf die linke Seite des Sarges und erwartete ruhig die Mitternacht.

Kaum hatte die Uhr ausgeschlagen, so sprang der Deckel vom Sarge, und die Prinzessin tobte in der Kirche umher. Der Soldat

aber legte sich schnell in den Sarg. Und wie es das graue Männchen vorausgesagt hatte, kam sie heran und drohte ihn zu erwürgen, wenn er nicht gleich aufstünde; doch je mehr sie schalt, desto weißer wurde ihr Gesicht: und da sich der Soldat nicht regte, faßte sie ihn zuletzt freundlich bei der Hand und sagte: „Steh auf, steh auf! ich bitte dich um der drei Wunden Christi willen." Und wie sie das gesprochen hatte, wurde sie blendend weiß und wunderschön; und kaum war der Soldat aufgestanden, so fiel sie ihm um den Hals und rief: „Wie soll ich dir danken, du mein Erlöser? Du sollst mein Bräutigam sein, und wenn mein Vater stirbt, schenk ich dir das ganze Königreich." Sie setzten sich vor den Altar und herzten und küßten sich bis zum Morgen. Und als am Morgen die Wache kam den Soldaten abzulösen, erstaunte sie, als sie die beiden sitzen sah, lief zum Könige und erzählte ihm, daß der Soldat seine Geliebte in der Kirche habe, und daß sie am Altar einander küßten. Doch der König merkte, was geschehen war: er ließ seinen besten Staatswagen vorfahren und holte die beiden in der Kirche ab. Drei Tage darauf wurde Hochzeit gehalten; und als der König gestorben war, herrschte der Soldat mit seiner jungen Frau über das Land und beglückte alle Untertanen.

## Der dumme Hansl.

Ein Bauer hatte drei Buben, zwei gescheite und einen dummen, der Hansl hieß. Wie nun der Vater die Augen für immer zugetan hatte, teilten die beiden gescheiten Söhne das Erbe unter sich und sagten zum Hansl: „Hansl, du bist in der Wirtschaft der liebe Niemand, schau, daß dir anderswo der Weizen blüht!" und jagten ihn vom Hause fort. Der Hansl wollte sich schon helfen und ging singend von dannen, als wäre die ganze Welt sein eigen. Da kam er auf eine Wiese, wo es viel Heustöcke gab, mit frischem Heu behangen, und weil es schon dunkelte, trug er sich soviel Heu zusammen, daß darauf gut liegen war, und legte sich schlafen. Um Mitternacht aber trug es sich zu, daß ein großer Leiterwagen auf die Wiese gefahren kam, an den waren sechs Rappen gespannt, die alle Feuer bliesen,

und der Fuhrmann war ein greulicher Riese. Der begann alsbald mit einer silbernen Heugabel das Heu aufzuladen, packte auch den Hocker, worauf der Hansl schlief, und schleuderte beide auf den Wagen hinauf zum anderen Heu. Und weil Hansl seinen rechten Fuß gerade unter dem Wiesbaum hatte und der Fuhrmann den Baum tief in die Ladung preßte, hätte der arme Junge laut aufschreien mögen vor Schmerz, aber er getraute sich nicht und blieb fein still. Als nun das Fuder voll war, fuhr der Wagen ab und einem unterirdischen Schlosse zu, das nicht weit davon lag. Dort lud der Riese das Heu ab und damit auch den Hansl. Darauf ging er zu Bett und legte neben sich sein langes Schwert, zog auch aus dem Leibgurt zwei goldene Schlüssel, die er unter das Kopfkissen steckte, und schlief ein. Als der Hansl den Riesen schnarchen hörte, kroch er aus dem Heu, schlich zur Bettstatt des Riesen, faßte das Schwert und hieb ihm stracks den Kopf herunter. Darauf nahm er die Schlüssel und öffnete das Nebengemach. Wie staunte der Dumme, als er hier die Wände von lauter Gold und Silber schimmern sah, als wär' es heller Tag! Mitten im Gemach aber lag eine große Trommel. Der Hansl wollte wissen, was für einen Ton das Instrument wohl gebe, war nicht faul und schlug so kräftig darauf, daß es war, als ob ein Donnerwetter anzöge. Im selben Augenblick stand auch schon ein winziger Mohr im roten Röcklein und mit einem grünen Käpplein auf dem Kopf mitten im Gemache. Das Männlein verneigte sich vor dem Hansl und fragte, was zu Befehl stünde. Auf die Frage, wer er sei und woher er komme, antwortete es: „Ich bin der König des Zwergenreiches, das diesen Berg zueigen besessen hat, bis uns der Riese dienstbar machte; da du den Riesen überwunden hast, müssen wir dir untertan sein." Auch nicht übel, dachte sich der Hansl und befahl dem Mohren, alle Zwerge seines Reiches ihm zur Musterung vorzuführen. Der König gehorchte und brachte im Nu viele tausend kleine Leute herbei, die sich alle wohlgeordnet in Reih und Glied vor ihm aufstellten. Der Hansl musterte sie mit einer Miene, daß kein Kaiser eine gewichtigere aufbringt, teilte jedem seine Rolle zu und gab dem winzigsten, weil er so klein war, daß er durch alle Ritzen und Löcher kriechen konnte, den Befehl, auszugehen und ihm jeden Abend zu berichten, was draußen im Reich der Menschen tagsüber sich ereignet habe.

Es stand aber nicht weit davon ein Königsschloß, in dem wohnte eine Prinzessin, so schön von Angesicht, daß jedem, der sie ansah, das Herz im Leibe zu zerspringen drohte. Und es kamen viele Ritter und Grafen und Königssöhne, um die Jungfrau zu werben, und weil der König sie keinem gönnte, ließ er einen Berg machen, ganz von Glas und inwendig hohl, und verkündete, daß nur derjenige die Tochter bekomme, der auf den gläsernen Berg reite bis auf den Gipfel. Oben ließ er aber eine gläserne Burg aufstellen, die künstlichste, die je von Glas gearbeitet worden, und darin nahm die Prinzessin Wohnung. Da ward die Neugierde und Lust der jungen Ritter noch viel mehr angeregt, als man ihnen vom gläsernen Berg erzählte und von der gläsernen Burg auf dem Gipfel und von den Vögeln und dem Gewilde und andern wunderbaren Tieren, die auf des Berges Abhang zu sehen seien, und ein jeder wollte die Königstochter gewinnen. Und sie sprengten auf raschen Gäulen den gläsernen Hang empor, jeden Tag einer, und jeden Tag lag einer mit zerschmetterten Gliedern unten neben seinem zerschellten Roß. Das sah von oben die Prinzessin und trug darob schweren Kummer im Herzen.

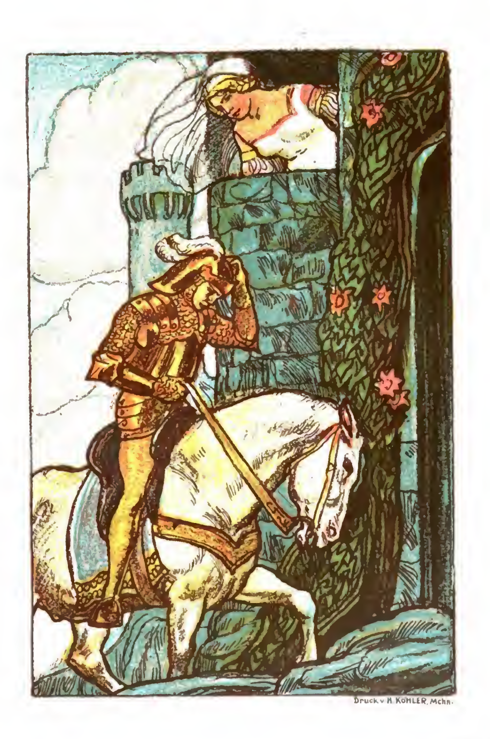
Eines Abends kam das Zwerglein aus dem Reich der Menschen wieder heim und erzählte dem Hansl, was es gehört, von dem Ritt auf den gläsernen Berg, und setzte hinzu, daß einer leicht zur Prinzessin käme, wenn er nur wüßte, wie es anzustellen wäre. „Und was muß der tun?" fragte Hansl den Kleinen. „Was der tun muß," entgegnete der Zwerg, „will ich Euch gerne sagen. Es muß einer einen goldenen Harnisch anhaben und sein Roß diamentene Nägel in den Hufeisen. Dann muß er im Hinaufreiten Goldstücke unter die unten stehenden Armen auswerfen. Und hat er glücklich den Gipfel erreicht, so darf er die ihm entgegeneilende Prinzessin nicht gleich küssen, sondern muß vorher dreimal um das gläserne Schloß herumreiten. Dann erst darf er die Jungfrau begrüßen und als sein eigen betrachten."

Über die Rede des Zwergleins trug der Hansl nicht großes Leid und sprach, als jener kaum ausgeredet: „Da muß ich mein Glück machen; ich setze mein Leben dran, daß ich die Jungfrau erlange. Du bist mein getreuer Untertan, du mußt mir helfen." Der Zwerg wollte ihm abraten, allein Hansl ließ sich nicht irre machen, denn

er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, nach der Prinzessin zu reiten. Und so ließ er alle Zwerge zusammen kommen und teilte ihnen seinen Vorsatz mit; sie mußten nun Tag und Nacht arbeiten, bis die herrlichen Sachen fertig waren, die er brauchte. Sodann brach er auf und ritt, bis er zum gläsernen Berg kam. Da stand schon, wie alle Tage, um den Berg herum eine Menge neugierigen Volkes, und jedermann sperrte Augen und Mund weit auf, als der Hansl auf prächtigem Schimmel mit goldenen Hufeisen und diamantenen Nägeln darin, selber in goldenen Harnisch gekleidet und einen goldgestickten Säckel voll blanker Dukaten umgehängt, ohne langes Besinnen den gläsernen Berg hinaufsprengte und im Reiten Goldstücke unter die Leute regnen ließ. Und wie die Königstochter von oben herab durch den Berg den stattlichen Ritter erblickte, da konnte sie sich vor Freude nicht satt sehen am Hansl und an seinen Goldsachen. Und weil die diamantenen Nägel scharf ins Glas bissen, konnte der Schimmel nicht abstürzen, und Hansl bewunderte mit der größten Ruhe die Vögel, das Gewild und die anderen wunderbaren Tiere des Berges. Und durch das Glas konnte er schon die Prinzessin erblicken und den goldenen und silbernen Hausrat in der Glasburg, Tische und Stühle, Becher, Schüsseln und Kannen, Spiegel und Kronleuchter und alles.

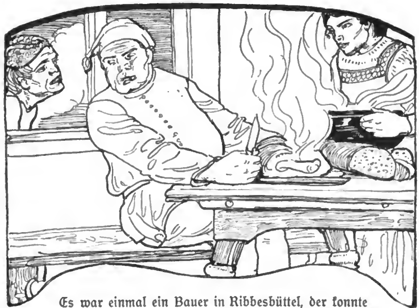
Über eine kleine Weile war er oben, und die Prinzessin hatte ihr schönstes Kleid angetan und stand schon vor dem gläsernen Burgtor. Hansl jedoch winkte nicht und nickte nicht und ließ den Gaul noch einmal ausgreifen um das Schloß herum. Es ging schwer, und ganze Stücke Glas brachen unter den Hufen los, aber zuletzt gelang auch der Umritt, und wie der Hansl das drittemal zum Tore gelangte, sprang er flink ab und küßte seine Braut. Wie der König das hörte, kam er mit der Königin auf den Berg und richtete seiner Tochter mit dem schmucken Hansl im goldenen Harnisch die Hochzeit aus, und alle saßen vergnügt, aßen und tranken und waren voller Freude. Und willst du wissen, wie's weiter geht, mußt du warten, bis der Hansl vom Mahl aufsteht, um über Zaun und Graben den Glasberg herabzutraben.

---


Druck v H. KOHLER, Mchn.



## Bauer Schlucksynter.



Es war einmal ein Bauer in Ribbesbüttel, der konnte ganz gefährlich viel essen, und darum nannten ihn alle Leute nicht anders als „Bauer Schluckshinter.“ Eines Tages hatte er Reisig nach Braunschweig gebracht und wartete nun auf einen Käufer. Lange wollte keiner kommen, zuletzt aber kam ein Bäcker und fragte, was das Fuder kosten solle. Der Bauer war hungrig geworden und sagte: „Wenn ich mich mal satt essen kann, soll mir's nicht weiter drauf ankommen.“ „Satt essen sollst du dich“, sagte der Bäcker. „Aber wie viel Geld willst du für das Reisholz haben?“ „Gar keins“, sagte der Bauer. „Gib mir nur was für meinen Hunger!“ Bald war der Handel abgeschlossen, und der Bauer fuhr das Reisig in das Haus des Bäckers. Während er die Pferde ausspannte, trug die Bäckersfrau ein halbes Schwein und drei große Brote auf den Tisch, denn Bauer Schluckshinter sah wohl aus, als ob er sich aufs Futter verstünde. Draußen machte sich der Bäcker alsbald an die Arbeit und fing an, die Reisigbündel vom Wagen zu werfen. Da guckte der Bauer zum

Fenster hinaus und rief: „Soll ich denn sonst nichts haben?" „Ja", antwortete der Bäcker, „wenn du das aufgezehrt hast, sollst du mehr haben." Und dabei lachte er. Bauer Schlucksshinter lachte auch und sagte: „Dann muß ich gleich jetzt mehr haben, denn mit dem bißchen bin ich schon fertig."

Der Bäcker verwunderte sich nicht schlecht, und seine Frau trug wiederum auf, und dann noch einmal und dann immerzu, bis kein Stückchen Wurst und keine Krume Brot mehr im Hause war. Da hörte er auf, aber satt war der Bauer noch lange nicht.

Nun hatte der Bäcker einen Feind. Das war sein Nachbar, seines Zeichens ein Kaufmann. Dem hätte er gern einmal einen tüchtigen Streich gespielt, und daher sagte er zum Bauer Schlucksshinter: „Kommst du nicht bald wieder in die Stadt? Mein Nachbar, der Kaufmann, hat einen großen Fisch im Teiche, der wiegt in die Tausende. Ob du den wohl auf einmal verzehren kannst?" Der Bauer lachte und sprach: „Das will ich wohl tun. Laß mich's nur wissen, wenn er ihn gefangen hat."

Damit ging er seiner Wege. Der Bäcker aber wettete mit dem Kaufmann um tausend Taler, daß ein einziger Ribbesbüttler Bauer seinen großen Fisch, von dem doch alle Braunschweiger satt werden würden, ganz allein aufessen könnte. Gleich nachher fing der Kaufmann den großen Fisch, und nun ging der Bäcker nach Ribbesbüttel, fand den Bauer Schlucksshinter vorm Dorfe auf seinem Pfluge sitzend und sagte zu ihm: „Der Kaufmann hat den großen Fisch gefangen. Wirst du den auf einmal bewältigen? Er wiegt aber dritthalbtausend Pfund." „I das geht ganz gut", sagte Schlucksshinter. „Es ist ja nur ein Fisch und kein Elefant."

Sie machten sich also zusammen auf, und als sie in Braunschweig ankamen, standen vor der Tür des Kaufmanns viele tausend Menschen und guckten sich den Bauer aus Ribbesbüttel an. Der aber nahm ein Brot, schnitt es in lauter lange Streifen und legte zwischen je zwei immer sieben Pfund Butter, sodaß er auf diese Weise gar stattliche fette Butterbröter erhielt. So machte er's mit allen Broten und aller Butter und aß alles miteinander auf, und es glitt nur so hinunter. Der Bäcker erschrak und sagte, das sollte er bleiben lassen, denn der Fisch sei doch so groß, den kriegte er am Ende gar

nicht auf. Der Bauer aber lachte und sprach: „Hab keine Sorge! Ich habe seit einer halben Stunde nicht gegessen und bin entsetzlich hungrig."

Nun machten die Mädchen des Kaufmanns alle Türen im Hause auf, und allerwärts waren Stuben und Kammern, und in allen Stuben und Kammern standen Tische, und auf allen Tischen standen Schüsseln und Näpfe, und in allen Schüsseln und Näpfen lagen große Stücke von dem großen Fische. Und der Bauer ging von einem Tische zum andern, von einer Stube in die andere und putzte alle Schüsseln und Näpfe rein aus, und dann sagte er zu dem Kaufmann: „Kommt er denn noch nicht bald?" „Wer soll kommen?" sagte der Kaufmann. „I vor'n Hammer nich nochmal! Der große Fisch!" sagte Schluckshinter. „Den hast du ja eben gegessen, du Drachenmaul!" fluchte der Kaufmann. „Potzwetter", rief Schluckshinter. „Hab ich denn schon was gegessen? Ich denke Wunder, was das für'n großer Fisch ist!" Nahm seinen Knotenstock und ging spornstreichs nach Ribbesbüttel, um sich tüchtig satt zu essen. Und der hatte einen größern Magen als ich und du.

---

## Jochem Ochs.

Es waren einmal ein Paar Bauersleute, die hatten keine Kinder, und so sehr sie auch den lieben Gott darum baten, er schenkte ihnen keins. Da kalbten eines Tages zwei schöne Kühe des Bauern zu gleicher Zeit, und als er die Kälberchen so ansah, kam ihm der Gedanke:

„Wie wär's, wenn du die Tierchen an Kindes Statt annehmen würdest!"

Er rief Muttern herbei, und da diese sich mit der Sache einverstanden erklärte, so wurde Kindelbier gefeiert, und die beiden Kälber wurden Jochem und Krischan genannt. Sie wuchsen und gediehen, daß es eine Freude war, die Sache mit anzusehen. Doch Jochem schien der Bäuerin besser geraten zu wollen, als Krischan; deshalb hing ihr Herz an ihm. Und als die Tiere drei Jahre alt geworden waren und der Bauer sie vor den Pflug spannen wollte, sprach sie darum:



„Wie kann ein Vater seinen Kindern so tun? Und wenn es noch Krischan wäre! Aber Jochem ist zu gut zum Ziehen." — Doch der Bauer dachte: „Wenn's auch deine Söhne sind, lernen müssen sie etwas," wischte aus dem Auge eine Träne und fuhr mit den Ochsen zu Acker.

Als er die erste Furche gezogen hatte und den Pflug umdrehen wollte, sah er am Grenzrain unter dem Baume fünf junge Herren sitzen, die taten sich gütlich bei Brot, Braten und Wein.

„Heda, Bauer," rief einer von ihnen, „will er auch ein Glas Wein mittrinken?" — „Recht gern, liebe Herren," antwortete der Bauer, ging hin und trank einen guten Schluck; dann fuhr er fort: „Was habt Ihr denn für ein Handwerk gelernt?"

„Wir sind Studenten," sagten die Herren.

„Ach, das ist gewiß ein schönes Leben!" meinte der Bauer.

„Ja, das ist es," sprachen die Studenten, „es ist sogar das schönste Leben!"

„Ich bin wohl schon zu alt dazu?" fragte der Bauer weiter; und als die Studenten gesagt hatten, mit ihm ginge es nicht mehr, fuhr er fort und sprach: „Was meint ihr aber, werte Herren, sollten meine beiden angenommenen Söhne das Studieren wohl noch lernen? Von Jochem hält die Mutter immer so große Stücke und meint, es sei Sünd' und Schande, daß er in dem Pflug gehen und den Acker bestellen müsse. Krischan ist nicht so gut geraten."

Als die Studenten merkten, daß es dem Bauer ernst sei mit seiner Rede, sprachen sie zu ihm:

„Ei, warum sollte Jochem nicht ein Student werden, wir sind es ja auch!"

„Nun, dann nehmt ihn gleich mit!" antwortete der Bauer froh.

„Nein, lieber Bauer, so geht das nicht," entgegneten die Studenten, „erst müssen wir sehen, ob auf der hohen Schule auch noch Platz für ihn ist. Und dann kostet das Studieren Geld. Vierhundert Taler und einen Wispel Kartoffeln und einen Wispel Gerste muß er schon daran wagen."

„Das will ich gerne tun," versetzte der Bauer.

Da sprachen die Studenten, sie würden ihm schreiben, wenn Jochem ankommen könne, sagten ihm lebewohl, drückten ihm auch noch zum Abschied die Hand, und dann machten sie, daß sie in die Stadt zurück kamen. Dort setzten sie einen großen Brief auf, darin schrieben sie dem Bauer, Jochem sei angenommen und könne ein Student werden, er möge ihn nur bald bringen. Da spannte der Bauer den großen Wagen an und lud einen Wispel Gerste und einen Wispel Kartoffeln darauf, dann steckte er vierhundert Taler in die Tasche und fuhr in die Stadt; Jochem und Krischan trotteten hinterher.

„Guten Tag, Ihr Herren," sagte er zu den Studenten, „hier ist mein Jochem! Den Krischan habe ich auch mitgebracht, damit sich das arme Kind nicht zu sehr nach Muttern bangt."

„Hat er auch das Geld nicht vergessen?" sprachen die Studenten.

„Wie werd ich das Lehrgeld zu Hause lassen!" antwortete der Bauer und zählte die vierhundert Taler auf den Tisch.

Darauf wurden der Wispel Gerste und der Wispel Kartoffeln abgeladen; und nachdem der Bauer sich noch schön bei den Studenten bedankt hatte, daß sie Jochem auf die hohe Schule verholfen, und als er erfahren hatte, übers Jahr könne er einmal nachfragen, was aus seinem Jungen geworden sei, stieg er wieder in den Wagen und fuhr auf das Dorf zurück. Die Studenten aber verkauften Jochem und Krischan an den Schlächter und die Gerste an den Bierbrauer, die Kartoffeln behielten sie für sich; von den vierhundert Talern jedoch und dem Gelde, das sie für die Ochsen und die Gerste bekommen hatten, lebten sie ein ganzes Jahr hindurch lustig in Saus und Braus.

Als das Jahr zu Ende gegangen war, sprach der Bauer wieder in der Stadt vor, um seine Kinder zu besuchen.

„Er ist ein gutes Vierteljahr zu spät gekommen," sagten die Studenten, „Krischan hat die Stadtluft nicht vertragen können und ist gestorben."

„Ach, was frag ich nach Krischan," antwortete der Bauer, „was mein Jochem macht, will ich wissen!"

„Der hat schon ausstudiert," erwiderten die Studenten, „und ist in der nächsten Stadt Bürgermeister geworden." Das sagten sie aber, weil dort wirklich ein Bürgermeister war, der Jochem Ochs hieß.

„Und das schreibt mir der Schlingel nicht einmal!" rief der Bauer voll Zorn. „Hab ich das schwere Geld an ihn gewagt, und nun ist er so! Na warte nur, Junge, dir werd ich's besorgen!"

Dann lief er spornstreichs nach Hause, nahm einen neuen Strang mit sich und die gute dreifachgeflochtene und mit schwarzem Leder überzogene Peitsche und ging damit in die Stadt, wo Jochem Ochs Bürgermeister war.

„Wohnt der Schlingel, der Bürgermeister Jochem Ochs, hier?" fragte er den Nachtwächter, als er zum Rathaus gekommen war.

„Ist er des Teufels!" antwortete der Nachtwächter. „Wenn das unser Bürgermeister hört, so läßt er ihn in Ketten legen und bringt ihn an den Galgen."

„Das fehlte noch gerade!" schalt der Bauer, stieß den Nachtwächter beiseite und ging die Treppe hinauf in des Bürgermeisters Zimmer. Da saß er und hatte ein Paar große Vatermörder umgebunden und fuhr den Bauer strenge an, daß er so ohne weiteres in sein Zimmer gedrungen sei. Doch der Bauer verstand keinen Spaß.

„Du nichtsnutziger Lümmel!" rief er zornig. „Kannst du deinem alten Vater, der dich studieren ließ, nicht einmal einen guten Morgen bieten?"

Dann warf er dem Bürgermeister den neuen Strang über den Nacken, zog ihn vom Stuhle herab und schlug mit der dreifach geflochtenen Peitsche auf ihn ein, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Jetzt kommst du mit nach Hause; und da mag Mutter sagen, was sie will, du wirst wieder vor den Pflug gespannt! Vierhundert Taler für ihn bezahlt, und dann schreibt er noch nicht einmal und wird Bürgermeister und bietet seinem alten Vater keinen guten Morgen!" Und indem er das sprach, schlug er unaufhörlich auf ihn ein.

Der Bürgermeister schrie, als wenn er am Spieße stäke, aber es kam niemand ihm zu helfen; und da der Bauer immer von vierhundert Talern redete, die er für ihn ausgegeben, rief er in seiner Angst:

„Ich will euch ja gerne die vierhundert Taler wiedergeben."

„Das ist etwas anderes," antwortete der Bauer, „dann magst du meinetwegen im Amte bleiben; aber mein Sohn bist du nicht mehr."

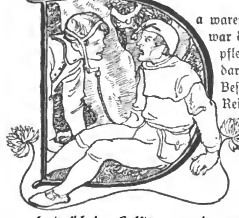
Der Bürgermeister war froh, daß ihm der Bauer den Strang abnahm und die Peitsche in Ruhe ließ, lief zum Geldschrank und zahlte die vierhundert Taler auf den Tisch. Der Bauer strich das Geld ein und gab ihm noch zu guter Letzt einen Hieb mit der Peitsche, daß er daran denken konnte, und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Rathaus heraus und kehrte auf seinen Hof zurück.

„Mutter," sagte er, als er dort war, „wenn ein Ochse erst ein großer Herr wird, dann kennt er seinen eigenen Vater nicht mehr. Unser Jochem ist Bürgermeister geworden, trägt zwei Vatermörder und bot mir nicht einmal einen guten Morgen. Aber ich habe ihm die Peitsche zu schmecken gegeben; da rückte er wenigstens die vierhundert Taler heraus."

„Das ist doch noch ein Trost, Vater," antwortete die Bäuerin, „aber soviel weiß ich, wir lassen nie wieder einen Ochsen studieren und Bürgermeister werden."

---

## Der Student am Halfter.



Da waren einmal zwei Studenten, bei denen war denn auch immer, wie man zu sagen pflegt, der Onkel nicht zu Hause, und darum fehlte es bei ihnen allezeit am Besten. Sie machten miteinander eine Reise und kamen an einer Waldecke vorbei, da lag ein Bauer, der hatte den Halfter eines Esels um den Arm gewunden und schlief. Da zäumte der eine Student den Esel ab und trieb ihn mit dem Stocke davon. Der andere aber legte sich den Halfter an und wartete, bis der Bauer aus dem Schlafe erwachte. Endlich fing der an, sich die Augen zu reiben, blickte um sich und war nicht wenig verwundert, als er einen Studenten am Halfter hatte. Der Student aber bat ihn so beweglich, daß er ihn doch gehen lassen möchte, und erzählte: Weil er als Student so ein wilder Bursche gewesen sei, so habe sein Vater ihn einmal aus Zorn in einen Esel verwünscht, und als Esel sei er bei ihm in Dienst gekommen. Derweil nun der Bauer geschlafen habe, sei gerade die Zeit der Verwünschung um gewesen, und da sei er wieder ein Student geworden. Da blieb dem Bauer nichts übrig, als daß er ihn laufen ließ, ja er wickelte sogar noch seinen Lederbeutel auf und gab ihm einen Zehrpfennig mit auf den Weg. Den andern Tag ging er in die Stadt auf den Markt und wollte sich einen neuen Esel kaufen. Da stand der Student, der den Esel davongetrieben hatte, und bot des Bauers Esel auf dem Markte zum Verkauf aus. Da glaubte der Bauer, daß der leichtsinnige Student schon wieder von seinem Vater in einen Esel verwünscht sei. „Wer dick kennt, dä köft dick nich" (wer dich kennt, der kauft dich nicht), sagte er leise zu seinem Esel, und ging hin und kaufte sich einen andern.



## Das Zauberroß.

Der Vater war gestorben und hatte seinem Jungen nichts hinterlassen, als ein Schwert; damit zog er fort und wollte dienen gehen. Auf einmal begegnete ihm ein alter Mann, der war auf einem Auge blind und sah auch mit dem andern nicht recht, der fragte ihn: „Wo gehst du hin, Junge?“ „Dienen!“ sprach der Junge. „Ich brauche gerade so einen; willst du meine Schafe weiden?“ Es war dem Jungen recht, und der Alte nahm ihn mit sich. Als er ihm die Herde übergeben, sprach er: „Hüte dich nur, in jenen Wald zu gehen, denn keiner meiner Knechte ist lebendig herausgekommen.“ Der Junge hielt sich einige Zeit daran; aber bald dachte er bei sich: „Du mußt doch einmal nachsehen, was dort ist; was könnte dir schaden, du hast ja dein gutes Schwert!“ Kaum hatte er den Wald betreten und die große Herrlichkeit darin

angesehen, so kam ein dreihäuptiger Drache auf ihn los und schrie: „Menschenkind, wie kommst du herein; kein Vöglein wagt es, meinen Wald zu verunreinigen, willst du ihn mit deinen Schafen verätzen? Du mußt mit mir schlagen oder ringen, was willst du lieber?" „Ringen!" sprach der Junge. Da faßte ihn der Drache und schlug ihn bis zu den Knien in den Erdboden. Der Junge faßte darauf sein Schwert und hieb dem Drachen die drei Häupter ab und trug sie nach Hause und hing sie auf die Zaunpfähle. „Was hast du da?" fragte der Alte; denn er konnte es nicht sehen. „Drei Häupter von einem Bock, den ich im Walde erschlagen!" „Du Junge, das mag dir schlecht frommen; gehe nicht mehr in den Wald."

Aber am anderen Tage trieb die Lust den Knaben noch tiefer hinein; da war es noch stiller und herrlicher; auf einmal kam ein sechshäuptiger Drache: „Ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn mit deinen Schafen verunreinigt und mir meinen Bruder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder ringen; was willst du lieber?" „Ringen!" Da faßte ihn der Drache und schlug ihn bis an den Nabel in den Erdboden. Der Junge ergriff sein Schwert und hieb dem Drachen alle Häupter ab und trug sie nach Hause und steckte sie auf die Zaunpfähle. „Was hast du da?" fragte der Alte. „Sechs Häupter von einem Bock, den ich im Walde erschlagen!" „Das mag dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!" Tags darauf hatte der Knabe noch viel größere Lust und ging tiefer in den Wald, und es war da noch stiller und herrlicher. Auf einmal kam ein neunhäuptiger Drache: „Ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn verunreinigt und meine Brüder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder ringen; was willst du lieber?" „Ringen!" Da faßte ihn der Drache und schlug ihn bis unter die Achseln in den Erdboden. Der Knabe konnte sein Schwert noch schwingen und hieb dem Drachen alle Häupter ab, trug sie nach Hause und steckte sie zu den andern auf die Zaunpfähle. „Was hast du da wieder?" fragte der Alte. „Neun Häupter von einem Bock, den ich im Wald erschlagen!" „Das mag dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!" Aber am folgenden Tage drang der Junge noch tiefer hinein, und es war da noch viel stiller und herrlicher. Auf einmal kam ein zwölfhäuptiger Drache heran=

gefahren: „Ha, Menschenkind, kein Vöglein kommt in unsern Wald, du hast ihn verunreinigt und meine Brüder umgebracht; du mußt mit mir schlagen oder ringen; was willst du lieber?" „Schlagen!" sprach der Junge; denn er fürchtete, der Drache werde ihn bis über den Kopf in den Erdboden stoßen, und dann könne er sein Schwert nicht brauchen. Da schlug der Drache ihn mit seinem Schweif, daß er zwölf Klaftern weit fortflog. Jetzt kam aber der Junge mit seinem Schwert herbeigelaufen und hieb dem Drachen elf Häupter auf einmal ab; bis er das zwölfte abschlug, waren die elf andern wieder gewachsen, und wenn er die elf abschlug, wuchs das zwölfte wieder. So ging es bis gegen Abend.

Als aber die Sonne unterging, verlor der Drache alle Kraft, und die des Knaben wuchs, und so schlug er die zwölf Häupter auf einmal ab. Als er nach Hause kam, steckte er sie zu den andern auf die Zaunpfähle, und alle Pfähle um den Hof waren jetzt besetzt. Da fragte der Alte: „Was hast du da?" „Zwölf Häupter von einem Bock, den ich im Wald erschlagen!" „Das wird dir schlecht frommen, gehe nicht mehr in den Wald!" Allein jetzt war die Lust und Begierde des Knaben gerade auf das höchste gestiegen. „Was wird noch da sein!" dachte er und ging am folgenden Tage noch tiefer hinein. Da war es viel stiller und schöner. Auf einmal sah er in der Ferne ein Häuschen, und davor stand eine steinalte Frau, das war die Buschmutter. Er ging zu ihr und grüßte sie freundlich. „Komm herein!" sprach die Alte. Da führte sie ihn in ein Zimmer, darin lag ein Toter. „Das ist mein jüngster Sohn, den du mir zuerst erschlagen hast!" Dann kamen sie in ein anderes Zimmer: „Hier liegt sein älterer Bruder, den du zum zweitenmal erschlugst!" Sie gingen in das folgende Zimmer: „Hier liegt dessen älterer Bruder, den du zum drittenmal erschlugst!" Sie kamen in ein anderes: „Hier liegt mein ältester Sohn, den du zuletzt erschlugst!" Sie öffnete eine andere Türe und rief: „Und dahin kommst du!" Da wollte sie ihn packen, aber der Knabe erhob sein Schwert und schlug sie gleich zu Boden; doch konnte er sie, wie sehr er auch schlug, nicht verwunden, und die Alte verlachte und verhöhnte ihn. Wie aber seine rechte Hand ermüdet war, nahm er das Schwert in die Linke. „O weh! o weh!" schrie sogleich die Alte, „haue nicht; ich will dir was Heilsames sagen!"

„So sprichst du gleich!" rief der Junge und hielt das Schwert gezückt über ihr. Die alte Hexe zitterte und sprach: „Hinter diesem Hause steht ein Baum, unter dessen Wurzel ist ein mächtiger Stein, und darauf liegt eine Kröte, nimm diese und bestreiche damit dreimal dem Alten die Augen und schleudre sie ihm zuletzt wider die Stirne, daß sie zerplatzt; so wird er wieder sehen!" „Ist das alles?" sprach der Junge. „Ja!" sprach die Hexe. Kaum hatte sie es gesagt, so ließ er das Schwert auf sie niederfahren, und ihr Kopf lag gleich auf dem Boden.

Nun grub er unter dem Baum bis auf den mächtigen Stein, fand die Kröte, nahm sie und eilte nach Hause, bestrich dem Alten dreimal die Augen und schleuderte sie ihm dann an die Stirne, daß sie in tausend Stücke zerschmettert wurde, und alsbald waren seine Augen heil, und er sah wie die Sonne. Aus der zerschmetterten Kröte war aber auch eine kleine Gestalt hervorgesprungen; diese rief: „Ich danke dir, daß du mich erlöst hast; die alte Hexe hat nicht alles gesagt, ich mußte, in die garstige Kröte verschlossen, auf dem Schatz der Drachenbrüder liegen und ihn bewachen!" Damit schlüpfte sie in eine Bergspalte. Nun sah der Junge gleich nach und fand richtig unter dem mächtigen Stein den unermeßlichen Schatz. „Lasse den Schatz da," sprach der Alte, „den kannst du jederzeit heben; allein ich gebe dir eine köstlichere Gabe dafür, daß du mir das Licht der Augen zurückgegeben, das mir die alte Hexe genommen hatte! Nimm das Roß aus meinem Stall, damit reite in die Welt, denn du bist noch jung." Das Roß aber war kein gewöhnliches; es hatte acht Füße und war wunderschön, aber das beste an ihm war, daß es sprechen konnte und große Weisheit besaß. Der Junge war sehr froh, setzte sich gleich auf und ritt in die Welt. Wie er ein Stück geritten war, sah er auf der Erde eine kupferne Feder liegen. „Die mußt du aufheben!" sprach das Roß; der Junge tat es; ein wenig weiter lag eine silberne Feder und noch ein wenig weiter eine goldene. Auch diese hob er auf, wie ihn das Roß geheißen hatte.

Nun gelangte er bald in die große Stadt, wo der König wohnte; er ging an den Hof und fragte, ob man keinen Knecht brauche, er wolle gerne dienen mit seinem Roß. Der König nahm ihn an. Nach einiger Zeit machte man eine große Jagd; da erjagte der Junge eine Menge Wild, denn mit seinem Roß konnte er alles ereilen. Das gefiel



nun dem König so sehr, daß er den Jungen lieb gewann vor den andern Knechten; diese aber überkam der Neid, und sie dachten darauf, wie sie ihren Kameraden verderben könnten. Der Junge hatte dem König die kupferne, silberne und goldene Feder geschenkt. Da gingen eines Tages die andern Knechte zu ihrem Herrn und sagten: „Der Jungknecht hat sich gerühmt: ja, es wäre ihm ein Leichtes, auch die drei Vögel zu bekommen, von denen die Federn wären." Den König überkam sogleich die Lust und Begierde, die Vögel zu besitzen; er ließ den Jungen rufen und sagte: „Wenn du mir in drei Tagen die Vögel nicht zur Stelle schaffst, so ist es aus mit deinem Leben!" Da war der Junge traurig und wußte sich nicht zu helfen. Wie er in den Stall trat, fragte ihn sein Roß: „Warum bist du so traurig?" Da erzählte es der Junge. „Gehe zum König," sprach das Roß, „und verlange von ihm einen kupfernen, silbernen und goldenen Vogelkorb."

Als er die drei Käfige hatte, sprach das Roß weiter: „Jetzt setze dich auf mich und reite ins Feld," und wie sie dort angelangt waren, sprach es wieder: „Nun rufe einmal nach allen vier Weltgegenden: Vögel her!" Kaum war das geschehen, so kamen eine Menge Vögel von allen Seiten herbei, und auch der Vogelkönig erschien und fragte

den Jungen, was er befehle. „Kannst du mir nicht sagen, wo die drei Vögel zu finden, von denen diese Federn sind?" „Die gehören nicht meinem Reiche an!" sprach der Vogelkönig, „gleich will ich aber bei meinem Volke fragen, ob niemand Bescheid weiß!" Aber kein Vogel konnte Auskunft geben. „Fehlt niemand?" fragte der König. Als man jetzt nachzählte, so fehlten drei Vögel, die kamen eben herbeigeflogen und waren sehr müde. „Wir hörten wohl den Ruf, aber wir konnten nicht so leicht kommen; denn wir waren am Weltende!" sprachen sie und erzählten nun von den Wunderdingen, die sie gesehen, der eine vom kupfernen Drachen und kupfernen Vogel, der andere vom silbernen Drachen und silbernen Vogel und der dritte vom goldnen Drachen und vom goldnen Vogel, wie die Drachen sich gesonnt und wie die drei Vögel sie in den Schlummer gesungen hätten.

Das war dem Jungen sehr angenehm zu hören, und der Vogelkönig befahl, daß die drei ihm den Weg zeigen sollten. Auf seinem schnellen Roß war er bald an Ort und Stelle, und mit seinem Schwert erschlug er die Drachen alsbald, und der kupferne, silberne und goldene Vogel ließen sich leicht fangen. Der König freute sich sehr, als der Junge ihm auf einmal die Vögel brachte, und von da an liebte er ihn noch viel mehr; aber die andern Knechte wurden um so neidischer und falscher und suchten immer, wie sie ihn verderben könnten. Da sprachen sie eines Tages wieder zum König: „Der Jungknecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein Leichtes, die schöne Meerjungfrau seinem Herrn zu verschaffen." Den König ergriff sogleich ein unendliches Verlangen, das schöne Weib zu besitzen; er ließ den Knaben vor sich kommen und sprach: „Wenn du in drei Tagen mir nicht die schöne Meerjungfrau bringst, so hat dein Leben ein Ende; bringst du sie aber, so sollst du mein halbes Königreich und meine Schwester zum Weibe bekommen!" Der Junge freute sich über das Letzte, wie er aber an das Erste, an den schweren Auftrag dachte, ward er sehr betrübt. Da fragte ihn wieder sein Roß, warum er so traurig sei. Er erzählte es ihm. „Gehe hin zum König und verlange von ihm ein ganz weißes Brot und eine Flasche vom besten Wein." Als der Junge das Brot und den Wein brachte, sprach das Roß wieder: „Nun setze dich auf mich und reite zum Meere!" Als sie da anlangten, sagte es weiter: „Jetzt lege dein Brot und Wein ans Ufer. Sobald das



Meer dann anfängt zu steigen, wird die Meeresjungfrau kommen und vom Brot essen und vom Wein trinken. Sobald das geschehen, rufe gleich aus dem Versteck: „Gesehen, gefangen!" aber ja nicht eher, als bis sie gegessen und getrunken, denn es wäre dann umsonst, und sie verschwände schnell in der Flut, aber ja früher, als bis ihren Fuß wieder die Welle genetzt hat. Dann ist sie gebannt und muß uns zu Hofe nachfolgen."

Also tat der Knabe, wie ihn das weiße Roß gelehrt hatte. Die Jungfrau kam langsam, sah zuerst genau um sich, horchte, endlich trat sie aus dem Wasser ans Ufer, nahm von dem Brot und trank von dem Wein, und schon wollte sie zurück; nun erscholl der Ruf: „Gesehen, gefangen!" Da stand sie bleich und festgebannt, und der Junge mit dem Roß sprang schnell hervor, grüßte sie schön und bat sie zu folgen, denn sie solle die Gemahlin seines Königs werden. Die Jungfrau folgte, weil sie mußte, aber sie trug mit sich großen Zorn. Als der König sie sah, grüßte er sie fein und freute sich sehr und hätte gerne bald Hochzeit gehalten; allein die Meerjungfrau blickte finster und sprach: „Zuerst mußt du mir noch meinen Fohlenhengst und mein Gestüte hierher schaffen." Da ging der König wieder zum Knaben

und sagte: „Hast du mir die Meerjungfrau gebracht, so mußt du mir auch ihren Fohlenhengst und ihr Gestüte hieher führen, sonst hat dein Leben ein Ende; ist das aber vollbracht, so will ich nichts mehr von dir verlangen, und dann sollst du den versprochenen Lohn haben."

Der Knabe ward wieder ganz betrübt, und wie er in den Stall kam, fragte ihn wieder sein Roß, was ihm fehle. Er erzählte ihm von dem neuen Auftrag. „Gehe zum König und verlange von ihm zwölf Büffelhäute und zwölf Pfund Harz, dann klebe diese zusammen und überziehe mich damit." Als das geschehen war, sprach das Roß weiter: „Jetzt sitze auf mich und ziehe ans Meer!" Als sie da angekommen waren, sprach das Roß wieder: „Jetzt nimm meinen Halter und verkrieche dich; dann will ich den Hengst herbeilocken und mit ihm kämpfen; wenn du siehst, daß er zur Erde fällt, so komme und lege ihm den Halter an." Kaum hatte sich der Junge versteckt, so stampfte das Roß und wieherte. Auf einmal kam der Fohlenhengst herbeigerannt und schnaubte Feuer und Flammen; da fing der Kampf an; er durchbiß ein Büffelfell nach dem andern, als er aber das zwölfte durchgebissen hatte, sank er vor Ermattung nieder; jetzt lief der Junge hinzu und legte ihm den Halter an. „Nun schnell auf und davon!" flüsterte ihm sein Roß zu. Der Junge schwang sich auf, und der Fohlenhengst mußte aufstehen und nachfolgen. Da stampfte er einmal gewaltig und wieherte so laut, daß es dem Jungen durch Mark und Bein ging. Nach einiger Zeit sprach das Roß: „Sieh zurück, merkst du nichts?" „Ich sehe eine Wolke aufsteigen." „Das ist das Gestüt. Wenn das uns erreicht, so sind wir verloren, denn wir werden von ihm zertreten!" Da stampfte der Fohlenhengst noch einmal und wieherte. „Siehe zurück!" sprach das Roß. „Ich sehe schon die vielen Pferdehäupter!" Da rannten sie aus allen Kräften, und als sie durchs Schloßtor zogen, so stampfte der Fohlenhengst zum drittenmal und wieherte. Alsbald waren auch die Stuten da und kamen in den Schloßhof.

Der Junge aber hatte sein Roß schnell in den Stall gebunden und hatte dem König die Nachricht gebracht, der Auftrag sei vollführt; der freute sich sehr; die Meerjungfrau jedoch sah noch viel wilder und entsetzlicher aus, als früher. „Bis du nicht alle Stuten gemolken und in der siedenden Milch dich gebadet hast, werde ich dein Weib nicht!"



Da kam der König wieder zum Knaben und sprach: „Melke die Stuten sogleich in einen großen Kessel, und wenn du es nicht tust, so ist dein Leben am Ende." „O König," sprach der Junge, „hältst du so dein Versprechen?" Er ward traurig, ging in den Stall und klagte seinem Roß. „Was gibt es denn wieder?" fragte dieses. Er sagte ihm vom neuen Auftrag. „Führe mich in den Hof, so wirst du gleich melken können!" Kaum war das geschehen, blies das Roß aus seinem linken Nasenflügel solche Kälte heraus, daß die Füße der Stuten an die Erde anfroren; so molk der Knabe leicht, denn die Stuten standen ruhig wie Lämmer.

Als der Kessel voll war, machte man Feuer darunter; und als die Milch siedete, zitterte der König, denn er merkte, es könne sein Leben kosten. Da rief die Meerjungfrau: „Der Knecht soll zuerst baden, der mich und meinen Fohlenhengst und mein Gestüt hieher gebracht hat!" Denn sie haßte ihn deshalb und wollte ihn zuerst verderben. „Ja," rief der König, „nur schnell, steige hinein." Der Junge dachte: „Nun ist es aus mit dir" und war ganz niedergeschlagen; „lasse mich nur einmal noch mein Roß sehen!" Das wurde ihm gestattet. Als er hinkam, sagte ihm sein Roß: „Führe mich nur zum

Rande des Kessels und fürchte dich dann nicht." Also tat der Knabe, und sowie er in den Kessel stieg, blies das Roß auf einmal so viel Kälte hinein, daß die Milch lauwarm wurde; es dünkte ihn sehr gut, und er rief: „Wie tut das so wohl!" Als der König sah, daß sein Knecht unversehrt blieb, bekam er Mut und sprach: „Heraus mit dir, daß ich jetzt einsteige." Kaum war der Junge heraus, so war auch der König schon drinnen, und das Bad schien ihm angenehm. Aber nun blies das Roß aus dem rechten Nasenflügel auf einmal so viel Glut in den Kessel, daß die Milch gleich hoch aufsiedete und der König verbrannte.

Da lächelte die Meerjungfrau und dachte, der Junge werde nun ihr Gemahl werden, doch er ging hin und nahm die Schwester des Königs; die stolze Meerjungfrau aber, die ihn hatte verderben wollen, machte er zu ihrer Dienstmagd. Als er nun Herr und König war, sagte das Roß zum Jungen: „Noch einen Dienst kann ich dir tun, setze dich auf mich und nimm den Fohlenhengst und alle Stuten und bringe dir den Schatz her." Da zog der Knabe hin und brachte den unermeßlichen Schatz, der unter dem Baum lag. Als das geschehen war, sprach das Roß: „Von nun an bedarfst du meiner nicht," und verschwand vor den Augen des Jungen. Wahrscheinlich zog es wieder zu jenem alten Mann, seinem Herrn; die Meerjungfrau aber, ihren Fohlenhengst und ihre Stuten behielt der neue König immerfort in seinem Dienst und war reich und mächtig, glücklich und zufrieden.

---

## Der gerechte Lohn.

Ein Vater hatte drei Söhne; von denen waren die beiden ältern faul und dabei stolz und hochfahrig und böse von Herzen, der jüngste aber treu und fleißig und dabei bescheiden und die Geduld und Gottseligkeit selbst; doch weil er klein und schwächlich war von Körper, blieb er meist daheim, und seine Brüder nannten ihn spottweise nur Aschenputtel, und auch Vater und Mutter hatten ihn leider nicht so lieb, als die beiden andern. Eines Tages sagte der älteste Sohn: „Vater, ich will in die Fremde ziehen und mir Schätze und Ruhm

erwerben!" „Lasse das gut sein," sprach der Alte, „du kennst die Fremde nicht und könntest mir leicht nur Spott und Schande machen!" Allein der Sohn bestand fest darauf und gab keinen Frieden, bis sein Vater einwilligte. Da buk ihm seine Mutter einen Kuchen aus Semmelmehl, und am andern Morgen zog er fort.

Als nach einiger Zeit der Hunger sich bei ihm einstellte, setzte er sich auf einen Berg nieder, holte aus seinem Reisesack den Kuchen hervor und aß. Da kam ein armer Bettler hinzu und sprach: „Gott segn' es!" und bat um einen Bissen. „Gehst du mir gleich aus den Augen, du alter Lump!" tobte der Junge und nahm seinen Stock und drohte. Der Bettler schleppte sich mühsam fort und rief: „Wehe dir, das wird dir vergolten werden!" Nun flogen kleine Vöglein herbei und wollten die Brosamen, die zur Erde gefallen waren, auflesen. Der Junge aber schlug mit dem Stock und warf mit Steinen nach ihnen; die Vöglein flogen fort und riefen: „Der liebe Gott wird dir's vergelten!" Endlich brach er wieder auf, und wie er schon weit, weit gegangen war, begegnete ihm ein alter Mann, der fragte ihn, wohin er es gestellt habe. „Ich will dienen gehen und mir Schätze und Ruhm erwerben!" „Das kannst du bei mir beides gewinnen, wenn du mir dienen willst. Du sollst nur meine Schafe weiden und besorgen; und wenn du dies treu und unverdrossen tust, so wirst du nach einem Jahre einen Sack voll Geld dafür haben." Das gefiel dem Jungen, und er schlug ein.

Nun zog er mit den Schafen in eine Berggegend, die ihm der Alte zeigte, wo gute Weide war, aber er war faul und schlecht; er schlief fast den ganzen Tag, führte die Schafe nicht zur gehörigen Zeit zur Tränke und nie auf frische Weideplätze, und wenn eins von der Herde sich zu weit entfernte und verirrte, ging er ihm nicht nach, sondern ließ es zu Grunde gehen. Alle wurden mager, und viele starben; er schlug auch die Hunde, und was noch schlimmer war, — er warf auch die kleinen unschuldigen Vöglein, die aus den Dornsträuchen zu ihren Nestern Wolle holten, mit Steinen tot. Das Jahr währte ihm zu lange, und als endlich das Ende da war, ging er keck vor seinen Herrn und forderte den bedungenen Lohn. „Den sollst du haben, wie du ihn verdient hast!" Damit führte er ihn in eine Kammer, und da standen drei Säcke, einer mit Gold-, der andere mit Silber-, der dritte mit Kupferstücken gefüllt: „Nimm dir einen

von diesen, aber hast du unredlich gedient, so wird es dir nichts nützen!" Der Bursche griff gleich nach dem Goldsack, nahm ihn auf seinen Rücken und zog fröhlich nach Hause. Als er hier ankam, rief er: „Jetzt, Vater und Mutter, brauchen wir nicht mehr zu arbeiten; mit dem, was ich verdient habe, können wir immer lustig leben; ich bringe lauter Gold!" Da setzte er seinen Sack nieder und band ihn schnell auf, um ihnen die funkelnden Goldstücke zu zeigen; allein da war alles im Sack purer Sand. „Sagte ich's doch," sprach sein Vater, „daß du mir und dir nur Schande und Spott zuziehen würdest!" Der stolze Prahler wagte nichts zu sprechen; denn er dachte jetzt der letzten Worte des alten Mannes, des mißhandelten Bettlers, der Vöglein und seines unredlichen Dienstes.

Nicht lange, so kam der zweite Sohn und sprach: „Vater, ich will jetzt auch dienen gehen und mein Glück versuchen!" Der Alte suchte ihn umsonst abzuhalten; er blieb hartnäckig bei seinem Vorsatz. Da buk ihm seine Mutter einen Reisekuchen aus Brotmehl, und am andern Morgen machte er sich auf den Weg. Es ging ihm aber fast ganz wie seinem Bruder; denn er war ja auch nicht viel anders und besser. Wie er auf dem Wege aß und der alte Bettler ihn um einen Bissen ansprach, hob er den Stock; er schlug und warf auch nach den Vöglein, und in seinem Dienst war er ebenso faul und bösartig. Kaum war das Jahr zu Ende, so lief er auch schnell zu seinem Herrn und verlangte den bedungenen Lohn. Der führte ihn auch in die Kammer, wo die drei Säcke mit Gold-, Silber- und Kupferstücken standen. „Nimm dir einen!" sprach der Alte; „warst du aber unredlich im Dienste, so wird es dir nichts nützen!" Er war etwas bescheidener, als sein Bruder, und nahm nur den Sack mit den Silberstücken; denn er wußte wohl, daß er auch den nicht verdient hatte. Als er nun heimkam, rief er schon aus der Ferne seinen Eltern entgegen: „Jetzt brauchen wir nichts mehr zu arbeiten, denn ich bringe in diesem Sack lauter Silber!" Wie er aber den Sack niedersetzte und öffnete, — siehe, da war alles purer Sand. „Sagte ich's doch, daß es so kommen würde!" sprach seufzend sein Vater. Der Sohn aber wagte wie sein Bruder nichts zu sagen; denn er gedachte auch sogleich an die letzten Worte des alten Mannes, an den Bettler, die Vöglein und an seinen unredlichen Dienst.

Bald darauf trat der jüngste Sohn zum Vater und sprach: „Lieber Vater, ich will auch dienen gehen und mein Glück versuchen!" Ihn

wollte der Alte nun durchaus nicht fortlassen. „Wo denkst du hin? Deine Brüder haben mir nur Spott und Schande gebracht, was würde ich von dir erst erleben!“ Der Kleine bat aber so lange, bis sein Vater sprach: „Nun, so gehe in Gottes Namen!“ Wer konnte froher sein als Aschenputtel! Seine Mutter buk ihm einen Reisekuchen aus Asche, und am andern Morgen, ganz früh, trat er seine Wanderung an. Da kam er an den nämlichen Berg, wo seine Brüder gespeist hatten, und weil ihn der Hunger quälte, setzte er sich nieder und packte aus. Bald kam auch der alte Bettler und sprach: „Gott gesegn' es!“ und bat um einen Bissen. „Setzet euch her, armer Mann, neben mich!“ und er teilte den Aschenkuchen mit ihm, und sie aßen und sahen um sich in die schöne Landschaft, die im Sonnenschein glänzte. Da hüpften auch die Vöglein hinzu und pickten die Brosamen auf, und des freute sich der Junge, und er zerbröckelte den ganzen Rest von seinem Kuchen und streute ihn den hungrigen Vöglein vor. Darauf nahm er seinen Tornister an die Seite, um fortzugehen, und sprach zum Alten: „Behüt dich Gott!“ Dieser aber nahm ein Pfeifchen aus seinem Sack und schenkte es dem Jungen, weil er so freundlich gewesen und ihn gespeist hätte, und die Vöglein sangen ihm nach: „Der liebe Gott wird dir's vergelten!“

Als er jetzt ein gutes Stück weiter gegangen war, begegnete ihm der nämliche alte Mann, der auch seine Brüder in Dienst genommen hatte. „Wo gehst du hin, lieber Junge?“ „Ich möchte gerne dienen und etwas erwerben, um meinen armen Eltern zu vergelten, was sie an mir getan haben.“ „Das kannst du bei mir in einem Jahre verdienen, wenn du treu und unverdrossen bist.“ Der Junge versprach dieses, und so nahm ihn der Alte an und führte ihn zu seiner Herde und sprach: „Weide meine Schafe und besorge sie, daß es ihnen wohlgeht und kein Schade geschieht.“

Der Junge war, so wie er's versprochen hatte, willig und unverdrossen in seinem Dienst; er trieb die Herde immer auf die besten Weideplätze und zur gehörigen Zeit zur Tränke; und wenn sich eines zu sehr entfernte und verirrte, so ging er ihm nach und brachte es mit seinen Hunden wieder zur Herde. Wenn nun alle Schafe satt waren und im Sonnenschein da lagen, so setzte er sich auch nieder, und die treuen Hunde lagerten sich neben ihm. Da nahm er sein Pfeifchen und spielte darauf so lieblich, daß die Vöglein, die von den Dornsträuchen Wolle zu ihren Nestern sammelten, ihre Arbeit ließen, eine Zeit lang



horchten und zuletzt selbst drein sangen. Das gefiel dem Jungen so gut, daß er nun oft und oft spielte, und auch die Schafe waren ruhig, und die Hunde sahen ihn mit ihren treuen Augen an und bellten nicht, wie andere Hunde bei der Musik tun, sondern lagen ruhig und horchten. Wenn nun ein Weideplatz keine Nahrung mehr bot, so zog er weiter und durchstreifte so fast das ganze Gebirge.

Eines Tages erblickte er auf einmal auf einer Anhöhe zwischen schattigem Gebüsch eine große Kirche, die hatte er noch nie gesehen. Er trat näher und sah, daß alle Türen offen standen. Die Kirche war drinnen so rein gekehrt und so schön, daß er in Verwunderung lange vor der Tür stehen blieb; er ging dann langsam und leise hinein; aber in der Kirche war kein Priester und sonst keine irdische Seele; still war alles ganz und gar. Wie er aber vor den Altar trat, sah er über dem Kreuz des Erlösers ein Vöglein schweben. Das flog jetzt herunter, ließ sich auf seine rechte Schulter nieder und sang: „Gott ist mit dir!" Darauf flog es wieder hinauf an seine Stelle; der liebliche Sang aber tönte fort in seinem Herzen. Er kehrte darauf

zur Herde zurück und weidete die Schafe. Da kam sein Herr zu ihm und sprach mit freundlicher Stimme: „Das Jahr ist um; du hast mir treu gedient, das sehe ich an meiner Herde; komme nun und empfange den verdienten Lohn!" Es war dem Jungen sehr leid, daß er sich von der lieben Herde und der schönen Gegend trennen sollte, und es schien ihm fast unmöglich, daß schon ein Jahr vergangen. Er hätte gern ein zweites Jahr und noch länger dem guten Manne gedient; allein da dachte er an seine armen Eltern, und so wünschte er, diese bald zu sehen und zu erfreuen. Sein Herr führte ihn nun auch in die Kammer, wo die Geldsäcke standen, und hieß ihn einen Sack sich auswählen. Das Gold und Silber blendete den Jungen nicht; er sagte gleich: „Den Sack mit dem Kupfergeld möcht ich wohl nehmen, obgleich ich ihn auch nicht verdient habe, nur um meinen armen Eltern helfen zu können!" „Du sollst ihn haben, mein lieber Junge, und obendrein auch die beiden andern Säcke; kehre nur heim; ich schicke dir bald einen Wagen mit den Schätzen nach!" Da nahm der Junge seinen Wanderstab und zog heimwärts. Als er auf dem Berge angelangt war, wo er mit dem alten Bettler und den Vöglein seinen Aschenkuchen verzehrt hatte, ruhte er wieder ein wenig aus; aber jetzt hatte er keinen Hunger. Er nahm sein Pfeifchen und spielte so lieblich, daß die Vöglein, die er früher gespeist hatte, herbeiflogen, horchten und laut mit darein sangen.

Drauf zog er weiter und war in kurzem zu Hause und erzählte nun seinen Eltern von den Wunderdingen, die er gesehen und erlebt, und von den Schätzen, die ihm der alte Mann bald nachschicken werde. Seine beiden Brüder, die in der letzten Zeit ihren armen Vater durch ihre Faulheit und Bosheit in große Not gebracht hatten, hörten das alles mit an, fingen darauf an zu lachen und zu spotten: „Wir haben wenigstens jeder nur einen Sack voll Sand heimgebracht; du aber wirst nun gewiß eine ganze Fuhre Asche erhalten; es ist auch ganz recht, warum wärest du sonst der Aschenputtel!" Er aber kehrte sich nicht an den Spott und war in seinem Herzen überzeugt, daß sein Glück wahr sei. Auf einmal hörte man, daß ein Wagen vor dem Hause halte; sie gingen gleich alle hinaus; kein Mensch war beim Wagen: an der Seite des Wagens stand aber mit großen Goldbuchstaben: „Wagen und Gespann und die drei Säcke mit dem Gold,

Silber und Kupfer schickt der alte Mann seinem treuen Hirten, der ihn zuerst als Bettler so freundlich gespeist, der ihm dann seine Schafe wohl geweidet und besorgt und auch seiner lieben Vöglein sich erbarmt hat!" Der Junge trieb nun den Wagen in den Hof und lud die Säcke ab; da war die Freude des Aschenputtels und seines Vaters und seiner Mutter unermeßlich. Diese bereuten es nun und schämten sich, daß sie ihren Jüngsten nicht so wie die ältern Söhne geliebt hatten, und baten ihn um Verzeihung. Er aber sprach: „Höret auf; ich habe ja doch alles euch zu verdanken!" Aber die beiden ältern Brüder konnten das große Glück ihres jüngern Bruders nicht ertragen, sie liefen fort wie wahnsinnig, und kein Mensch hat sie weiter gesehen noch gehört, was aus ihnen geworden.

Der Aschenputtel aber war nun ein reicher Mann und lebte noch viele Jahre mit seinen Eltern glücklich und zufrieden und stiftete mit seinem Reichtum viel Gutes. An schönen Tagen nahm er oft sein Pfeifchen und ging auf einen Berg und spielte und horchte auf den Gesang der Vögel. Da zogen die alten Erinnerungen aus seinem Hirtenjahr vor seiner Seele vorüber, und wenn er am seligsten war, so schien es ihm, als wäre er in jener großen Kirche und sehe die stille Pracht um sich und das Goldvöglein flöge hernieder auf seine Schulter und singe den wunderlieblichen Gesang: „Mit dir ist Gott!"

---

## Schulze Hoppe.

Es war einmal ein Schulze, der hieß Hoppe. Dem konnte es der liebe Gott nie recht machen mit dem Wetter; bald wars ihm zu trocken, bald regnete es zu wenig; und da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahr sollst du das Wetter selbst machen." So geschah es denn auch, und der Schulze Hoppe ließ nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs, daß es nur so eine Freude war, mannshoch. Als es nun aber zur Ernte kam, waren alle Ähren taub, denn Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll. Seit der Zeit hat Schulze Hoppe nicht mehr übers Wetter gesprochen und ist zufrieden damit gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat.

---

## Der Erbsenfinder.



Da war einmal ein Junge, der fand eine Erbse und war über alle Maßen froh. „Was für ein glücklicher Mensch bist du doch!“ sprach er bei sich selbst. „Nun wirst du keine Not leiden; denn jetzt säest du die Erbse, über ein Jahr bekommst du davon eine Maß, über zwei Jahre einen Kübel, über drei Jahre hundert Kübel, über vier Jahre tausend Kübel und so immer mehr!“ Aber da fiel ihm noch gerade zur rechten Zeit ein, daß er nicht habe, wohin er sie schütten solle. „Du willst gleich zum König gehen,“ sprach er bei sich, „und tausend Säcke zu leihen nehmen.“ Wie er nun hinging und den König darum bat, fragte dieser: „Wozu brauchst du denn so viele Säcke?“ „Für meine Erbsen!“ sprach der Junge. „Ja, ich habe nicht so viel,“ sagte der König, „aber bleibe nur hier bis morgen!“

Der König aber hatte eine schöne Tochter, die wollte er gerne einem reichen Jünglinge zum Weibe geben. „Der wäre mir gerade recht!“ dachte der König bei sich, „denn wenn er so viele Erbsen hat, was muß er erst anderes haben!“ Er ließ ihm jedoch die Nacht nur ein Strohlager machen, um ihn zu prüfen, ob er wirklich reich sei; rausche das Stroh nämlich und könne er nicht darauf liegen, so sei das ein rechtes Zeichen, daß er nicht arm sei. Da mußten nun einige Mägde an der Türe „laustern.“ Kaum hatte sich der Junge niedergelegt, so verlor er seine Erbse im Stroh. Da ward er voller Sorge und fing gleich an zu suchen und das Stroh aus-einander zu werfen, also daß es laut rauschte. Nun liefen die Mägde gleich zum Könige und brachten ihm die erwünschte Botschaft. Der war sehr froh, und am frühen Morgen kam er gleich zum Jungen und sagte,



wenn er nichts dawider hätte, so wolle er ihm seine Tochter zur Frau geben, denn er sehe ja wohl, daß er ein reicher Herr sei. „Dagegen habe ich ganz und gar nichts!“ sprach der Junge. „Eine Königstochter,“ dachte er bei sich, „und zumal wenn sie so schön ist, bietet man einem nicht alle Tage an,“ und so feierte er noch an demselben Tage mit ihr die Hochzeit und war ganz vergnügt und glücklich. Am folgenden Morgen ließ aber der König anspannen und sprach: „Wohlan, ich möchte so gerne dein Schloß sehen, ziehen wir gleich hin!“ Da mußte sich der Junge mit seiner Frau, der Königstochter, und dem alten König in den Wagen setzen und zeigen, wohin man fahren solle. Er zeigte ja nach einer Richtung, ohne daß er selbst recht wußte, wohin es gehe; es war ihm aber nicht recht, und er hatte keine Ruhe.

Als sie in einen Wald kamen, stieg er vom Wagen, als wolle er nur so auf die Seite; allein er wollte entlaufen und war nur voll Angst, daß ihn der König suchen und finden werde. Auf einmal stand der Teufel vor ihm und fragte ihn, warum er denn so ein Narr sei und die Königstochter im Stich ließe? „Ja," sprach er, „wie sollt' ich das nicht! Der König, ihr Vater, will zu meinem Schlosse fahren, und ich habe doch keines!" Da sagte der Teufel: „Ein Schloß sollst du haben und alles dazu und neun Schweine im Stall, doch unter einer Bedingung: nach sieben Jahren sollst du mir neun Fragen passend beantworten, und bleibst du mir auch nur eine schuldig, so sollst du mir gehören." Der Junge bedachte sich nicht lange und willigte ein. Der Teufel führte ihn sofort auf eine lichte Stelle im Wald und zeigte ihm in der Ferne ein Schloß und sprach: „Ziehe nur dahin, das ist dein!" Der Junge lief jetzt schnell wieder zum Wagen; der König und seine Tochter waren schon ungeduldig geworden, daß er so lange ausgewesen; er ließ schnell weiter treiben, und bald waren sie im Schloß. Das gefiel dem König sehr, denn es war alles da, was man sich nur wünschen konnte. Nach einigen Tagen zog er heim und ließ das junge Paar für sich, und die lebten jetzt froh und vergnügt. So verging ein Jahr nach dem andern, bis die sieben Jahre bald um waren. Da wurde es dem Jungen angst, und er dachte mit Grauen an die neun Fragen. Als er so einmal in traurigen Gedanken auf dem Felde herumging und nachdachte, kam ein alter Mann zu ihm und fragte ihn, was ihm denn fehle. Er erzählte ihm von seiner Not. Da sagte der alte Mann: „Kümmere dich nicht, ich werde dir in jenem Augenblick gute Gedanken eingeben, daß du keine Antwort schuldig bleibst."

Kaum war die Zeit da, so stellte sich auch der Teufel ein und fing an zu fragen: „Was ist eins und ist viel wert?"

Da sprach der Junge: „Ein guter Brunnen auf dem Hof ist einem Wirte viel wert!"

Der Teufel war mit der Antwort zufrieden und fragte weiter: „Was ist zwei und läßt sich schwer entbehren?"

„Wer zwei gesunde Augen hat, dem steht die Welt und der Himmel offen; wer sie verliert, dem werden beide verschlossen!"

Der Teufel ärgerte sich, daß auch diese Antwort passend war, und fragte fort:

„Was ist drei und läßt sich gut brauchen?"

„Wenn jemand eine gute dreihörnige Gabel hat, so kann er gut essen und Heu machen!"

Auch diese Antwort paßte; der Teufel kochte vor Zorn und fragte weiter:

„Was ist vier und ist sehr nützlich?"

„Wer vier starke Räder am Wagen und vier gute Pferde hat, kann weit fahren!"

„Was ist fünf und ist ein nützlich Ding?" fragte der Teufel hastig fort.

„Wer fünf starke Ochsen hat, kann eine große Last aufladen, denn wenn der vierte fällt, spannt er den fünften ein!"

„Was ist sechs und kann schon glücklich machen? Nur schnell, antworte!"

„Wer sechs Joch Acker besitzt, der hat ein gutes Einkommen und braucht nicht betteln zu gehen!"

„Was ist sieben und ist was Gutes?"

„Wer sieben tüchtige Söhne hat, kann alle Arbeit im Jahre wohlbestellen und sich freuen!"

„Was ist acht und macht was Rechtes aus?"

„Acht Mädchen geben eine rechte Gesellschaft!"

Der Teufel war wütend, daß der Junge ihm alle Fragen so schnell und treffend beantwortet hatte.

„Nu warte!" rief er, „du bist dennoch mein eigen, wenn du die neunte Frage mir schuldig bleibst."

„Was ist neun und ist was Gutes?"

„Die neun Schweine im Stall sind was Gutes — nicht wahr? Und die sind jetzt auch mein!"

Der Teufel zog fluchend ab, und der Junge hatte sich so ein Schloß und neun Schweine verschafft und lebte nun mit der schönen Königstochter bis an sein Ende im Frieden.

Aus dieser Geschichte aber kann sich jedermann ein Beispiel nehmen. Wer eine Erbse findet, soll sie nicht gering achten; denn wie leicht ist es möglich, daß er sich damit auch eine schöne Königstochter, ein Schloß und neun Schweine erwirbt!

---



## Das Salz.

Sisch en Kenig gwäst, der hot drei Techtre ghatt, un do hot er se emōl gfrōgt, wie se sou beinanner gwäst sen, wie gārn daß se en hēte. No hot die Eltscht gsāt: Sou gārn wie en Edelstā$^{n}$. Un die Anner hot gsāt: Sou gārn wie e Pärle. Nocht wie er die Dritt — die hot Rose ghāße — gfrogt hot, hot die gsāt: Sou gārn wies Salz. Un däs hot de Kenig sou verzirnt, daß er die jingscht Tochter hot umbringe losse wolle, un hot zwee vertraute Mann mit er fortgschickt in Wald, daß se se umbringe solle: se meeste awwer ihr Zunge miet-bringe, daß er sieht, daß se tout weer.

Noch sen die zwee Mann miet er fort in Wald. Un wie se sou weit drin gwäst sen in ĕre Wildnis, wu niemed meh ihne uf die Spur hot komme kenne, not hämwe se ĕre gsāt, daß se se umbringe solle, weil se zu ihrem Vatter gsāt hĕt, daß sen sou gārn hĕt wies Salz. Noch hot se halt arg ā$^{n}$ghalte un hot gheilt, daß se er doch 's Läwe schenke solle. Die zwee hämwe se ā gārn ghat, un sisch en hart wädder gange. Nocht hämwe se sich bröte, wie ses mache solle. Nocht hot sen versprāche messe, daß se sich nie meh im Land wōt sähe losse, daß es net verrote wärd, daß se noch läbt un daß se net ā ums Läwe kumme. Nocht hot sen däs versproche. Un do hämwe se e Hindl, wu se bei sich ghat hämwe, tout gmacht un hämwe dem die Zung rausgschnitte un hämwe se ei$^{n}$gwickelt un hämwe se mit hām.

Die Kenigstochter isch fort. Noch wie die zwee hāmkumme sen, hämwe ses em Kenig gsāt, se hĕte die Zung. Not hot der Kenig gsāt: er mecht se net sähe, sie sōte se in Sudde (Brunnen) nei$^{n}$schmeiße. Däs isch en rächt gewäst, weil se gfärcht hämwe, er mecht die Zung erkenne.

Die Kenigstochter isch lang im Wald rumgärrt un isch sou lang fortgloffe, bis se aus em Land nauskumme isch un in e fremm Land nei$^{n}$. Un not hot se sich um Ărwet umgsähe. Not hot se halt närjeds kaa$^{n}$ Unnerkumme gfunne un isch von ām Ort an de annere gschickt worre, bis er gsāt worre isch, se soll in en Ort nā$^{n}$ gehe, dort wĕr e Schloß, dort wĕr e alti Kenigin, die tĕt als sou Mādlin ufnemme. Nocht wie se do nā$^{n}$ kumme isch, hot se ā ā$^{n}$ghalt um Ărwet: se tĕt schun sou lang rumläfe, se wōt alle Ărwet tou$^{n}$. Un weil se halt so arg ā$^{n}$ghalte hot, not hot die Kenigin sie bhalte un hot se sou näwerum arweite losse mit Holztrage un allerhand. Weil der Kenigstochter ihr Klader verrisse gwäst sen, isch se net gacht gwäst. Wie se awwer widder ordliche Klader ghat hot, hot se zu der Kenigin na$^{n}$ gdärft un hot im Gärte schaffe messe, wo die Kenigin spaziere gangen isch. Un do isch se halt arg fleißig gwäst: des hot der Kenigin arg gut gfalle. Die Kenigin hot viel Blumme ghatt, die hot die Kenigstochter morjeds un oweds gieße messe.

Not wie der alte Kenigin ihrm Suh$^{n}$ sei$^{n}$ Suh$^{n}$, der jung Kenig, zu Besuch kummen isch, isch die Kenigin miet em im Gärte spaziere gange, un

die Rose hot die Blumme ggosse. Dem Kenigssuh$^{n}$ hot se halt gfalle, un er isch druff zugange. Am ärschte Mōl hot die Kenigin nix verlidert. Oweds sen se widder im Gärte spaziere gange, un do hot die Kenigstochter widder die Blumme ggosse. No wie se dann ins Schloß kumme sen, häwwe se e Tafel ā$^{n}$gstellt un häwwe gässe un gtrunke, un do hot de Kenigin ihrn Enkel gfrōgt, wälle Blumme em am beschte gfalle hot. Not hot er gsāt: die wo hinne nōch gloffen isch! Noch hot en die Kenigin grouß un erstaunt ā$^{n}$gguckt un hot gsāt: Däs sōt er sich ausem Sinn schlage, die Gdanke kēnt er net fihre. Sie weest net, wo des Mädle här wēr. Not hot er kā$^{n}$ Antwort driwwer gäwwe. Awwer wann die Kenigstochter im Gärte die Blumme ggosse hot, isch er ā dort gwäst un hot mit ēre gschwätzt, un se häwwe sich ganigt[1]), daß er se liewe tēt. Wie awwer die Kenigin gmerkt hot, daß er Ernscht mecht, hot er fortgmeßt zu seim Vatter.

Wie er dehām gwäst isch, hots em halt nemme gfalle dehām! Er isch mißmutig un traurig gwäst, und sisch kā Läwe in em gwäst. Nocht häwwe sen halt widder zu seiner Altmotter, der alte Kenigin, gschickt, daß er sich erholle soll. Die alt Kenigin hot en widder ufgnumme, un wie se gsähe hot, daß er sou wenig gworren isch un daß er an der Rose sou hengt, so hot se halt ā nix meh gsāt. Sie hot däs Mädl immer die Zeit ā lieb gwunne.

Nocht sen se im Gärte uf ēre Bank beisamme gsässe, un not hot sem offeriert, daß sie kaa$^{n}$ gwehnlich Mädl weer, sondern e Kenigstochter, un wies gange wēr, daß se ausem Land gmeßt hēt. Un se hēt verspreche messe, daß se net meh in ihrm Vatter sei$^{n}$ Land komme därf, un däs wōt se halte. Not isch der Kenigssuh$^{n}$ frouh gwäst un isch gsund worre un isch hām zu seim Vatter un hots em gsāt, daß er die Rose zu seiner Gmahlin mache will.

Wie der alt Kenig ghērt hot, daß der anner Kenig das Salz sou gschätzt hot, no hot er gsāt: Däs bringe mer all färtig, daß däs widder ins Gleis kummt!

Nocht isch alles färtig gmacht worre zur Hochzig un isch e Stuwwe gmacht worre, wo mer alles im Verborjene hot sähe kenne, wos drin vorgeht. Nocht isch dem Kenig, der Rose ihrm Vatter, geschriwwe worre, daß er komme soll zur Hochzig vum junge Kenig.

1) geeinigt.

Nocht hot der anner Kenig sich uf de Wäg gmacht un isch richtig kumme, so weit's ā gwäst isch. Un wie er nu kummen isch, häwwe sen freindlich ufgnumme und häwwen nei$^n$gfihrt in die hārgricht Stuwwe. Nocht sen halt allerhand gute Sache ufgtroge worre un hot an nix fehle därfe. Awwer närjeds isch kā$^n$ Salz nā$^n$kumme. Not häwwe se de Kenig allā$^n$ sitze gloßt un häwwe die Tier zugmacht, daß er kā$^n$ Salz hot verlange kenne. Nocht hot er erscht gtrunke un sein Dorscht gleścht, un wie er hot ā$^n$fange wolle ässe, hot er halt alle Speise rumversucht, un se häwwe halt all kā$^n$ Salz ghat. Not, weil em nix gschmäckt hot, hot er abglēgt. Nocht häwwe sen ellā$^n$ sitze gloßt, bis se gsähe häwwe, daß er niddergschlage worre isch un sei$^n$ Sinde ei$^n$sicht. Un wie se gsähe häwwe, daß er de Kopf senkt un uf de Hand stitzt un zeriddenkt, nocht isch der alt Kenig nei$^n$ un hot en gfrögt, worum er net ässe tēt? Nocht hot er gsāt: „Sisch net gut, sisch närjeds kā$^n$ Salz drin!" Noch hot der anner gfrögt, worum er dann so traurig wēr? Un do hot er gsāt: „Mei$^n$ Sinde falle mer ei$^n$! Etz weiß i erscht, wie netig mer des Salz braucht. Friher hab ichs net nōch seim Wärt gschätzt. Drei Techtre hawwich ghatt un hab se gfrōgt, wie gärn as se mi hēte. Un do hot die Ärscht gsāt: „Wie en Edelstā$^n$" un de Zwat: „Wie e Pärle!" un die Dritt hot gsāt: „Wie des Salz." Un do hawwich die Jingscht umbringe gloßt, so hawwich mi gärjert driwwer. Däs muß i jetz breie!" Not hot en der alt Kenig gtrēscht: wann er seiner Tochter verzeihe wōt, not kēnt er se widder sähe. Un do hot der anner gsāt: „Däs wēr mer e groußi Fräid, sie soll numme kumme!" Not häwwe se die Rose im Hochzischmuck vorgfihrt un häwwem gsāt, daß ihr Hochzig sei$^n$ soll mit em junge Kenig.

Noch sen se nanner um de Hals gfalle un sen frouh gwäst. Un do isch de Hochzig gfeirt worre, un dann isch der Kenig vergniegt in sei$^n$ Land hämgzoge, un wann die junge Leit net gstorwe sen, läwe se heit noch.

---

## Es Maerli vom e Schniderli, wu en spanische Chasseur gspielt het.

Uf der Welt mueß es gstorbe si, sust hätte jo die Junge nümme Platz. Keis Wunder, wenn denn emol au es Schniderli verzablet[1]) und stirbt.

Nu, de Schnider stirbt also, und si liechti Seel fahrt gradewegs, wie-n-e Nodle-n-am Zwirnsfade derdurch üf em Himmel zue. Er findet d' Tür und böpperlet[2]) hübscheli a, und wie-n-er e chli[3]) het böpperlet, se goht es Lädeli[4]) üf, und der Sant Peter fragt zum Himmel üs[5]), wer düße[6]) sei. Der Nodleheld loht si drüf füre[7]) und seit: „He, es Schniderli, mit Vergaust[8]), möcht au gern in Himmel, Herr Peter." „Nes[9]) Schniderli?" seit der. „En Blätzlifink?[10]) Dere[11]) chönne mer im Himmel nit brüche!" So schnurret euse[12]) Peter und tuet sis Lädeli wiedrum zue.

Wie iez der Schnider vor em Himmel so truret und druckset, se gseht[13]) er au nes alt-alts Fraueli, wu me-n-im Himmelrich au nit het chönne brüche.

Die zwei hend do enand tröstet, so guet's gange-n-ist, und hend inand ihre Lide g'klagt, wie sie iez vor em Himmel üße im Ledersack muesse[14]) si. Derwil se chunnt e mächtige Hussar gsprengt und rüeft, er möcht ine in Himmel! Sant Peter loht[15]) de Füferlig[16]) do nit lang warte, wil er apartig zue-n-em gseit het, er seig en spanische Chasseur. Das do het si der Schniderli hinter d' Ohre g'schribe, springt gschwind zum Muetterli ane und g'vischberlet[17]) und flattiert[18]) met ere und seit: „Wie wär's, Frau Bäsi, wenn mir zwäi is au no so tätit in Himmel ine schmuggle? Es wär, schätz' i, nüt g'fehltis. Lös[19]) jez, Muetterli, i will der en vernünftige Vorschlag mache. I bi der spanische Chasseur, und du treist mi vor d' Himmelstür. Fürs

1) umkommt, eingeht. 2) klopft. 3) ein klein (wenig). 4) Lädlein, Schiebfenster. 5) hinaus. 6) draußen. 7) sich füre loh = (sich vorlassen, d. h.) vortreten, herantreten. 8) mit Vergunst. 9) ein. 10) Blätz = Flicken; Blätzlifink (vgl. „Schmutzfink") ist verächtliche Bezeichnung für Schneider. 11) deren, von denen. 12) unser. 13) sieht. 14) Redensart: nicht wissen wo ein und wo aus. 15) läßt. 16) Tunichtgut. 17) flüstert. 18) von flatter schmeicheln: beredet sie. 19) hör.

ander laß denn numme[1]) der Vogt[2]) geifere[3]) oder mi sorge. Was giltet's, mer chömme allbeedi in Himmel īne!"

G'seit und to. Mi Nodlerüter sprengt ūf em Muetterli vors Sant Peters Pforte. „Wer do?" rueft de dinne mit dem Schlüssel. „Ein spanische Chasseur!" brület 's Schnīderli ūs alli Chräfte. 'S Tor goht ūf, und mīn spanische Rüter rittet gravitätisch īne zu de-n-andere Lüte-n-im Himmel.

Ä so het's der Schnider gmacht,
Und dinne[4]) hend 's ab[5]) em glacht;
Und han i 's öppe[6]) recht vernoh[7]),
Se hend sie's nümme[8])-n-üße g'loh[9]).

---

## Vom Räuberhauptmann Hans Kühstock.

Ein armer Bauersmann hatte einen Sohn. Als dieser etwa fünfzehn Jahre alt war, schickte er ihn in die Stadt, da solle er sich einen Dienst suchen und ein Handwerk lernen. Der Junge ging seines Wegs daher, da begegnete ihm ein feiner Herr und fragte ihn: „Wohin geht die Reise?" „In die Stadt, wo ich mir einen Meister suchen soll," sprach der Junge. „So gehe mit mir, ich lehre dir ein Handwerk, das seinen Mann ernährt," sagte der Herr, und der Junge folgte ihm. Sie kamen in einen Wald und zu einer Höhle, da saßen elf Räuber, und der feine Herr war der zwölfte. Er zeigte dem Jungen große Haufen von Gold und Silber, welche in der Höhle lagen, und fragte ihn: „Wie gefällt dir das? So reich möchtest du auch wohl werden, nicht wahr?" „Ihr versteht das schönste Handwerk auf der Welt, und das einen goldnen Boden hat," sprach der Junge. „Bei euch gehe ich gern in die Lehre." Jetzt aßen und tranken sie zusammen und waren guter Dinge, bis es Abend wurde. Da gab ihm der Räuber einen Stock, vor dem alle Türen sprangen, und sprach: „Nun geh und arbeite, ob du etwas verdienst." Da ging der Junge und arbeitete in andrer Leute Geldbeutel so lange, bis er zweihundert

1) nur. 2) Vogt, Türhüter. 3) geifern, schelten. 4) drinne. 5) ob, über. 6) etwa. 7) vernommen. 8) nicht mehr. 9) gelassen.

Taler zusammen hatte, und dabei bekam er keine Schwielen in die Hände, denn alle Schlösser öffneten sich ihm, sobald er sie nur mit dem Stock berührte. Als er in die Höhle zurückkam und seinen Verdienst auf den Tisch zählte, sprach der eine Räuber: „Viel ist's zwar nicht, aber immer doch etwas, morgen mußt du fleißiger sein." In der folgenden Nacht brachte er dreihundert Taler mit, und der Räuber sagte: „Diesmal geht's schon besser, aber man merkt dir noch immer an, daß du ein Anfänger bist." Da kam er in der dritten Nacht mit vierhundert Talern wieder. „Du machst schon Fortschritte," sprach der Räuber, „und von heut an bist du Geselle. Du kannst aber die Nacht noch Meister werden, wenn du Mut hast. Heute ist einer von uns gegangen, um einen Ochsen zu stehlen. Wenn du ihm den unterwegs nimmst, dann bist du unser Mann." „Es kommt auf einen Versuch an," sprach der Junge, „laßt mich nur aussuchen, was ich dazu nötig habe." Da ging er tiefer in die Höhle, nahm sich eine silberne Säbelscheide, verkleidete sich in einen Bettler und machte sich auf den Weg. Im Walde setzte er sich an die Landstraße hin und legte die Scheide neben sich. Bald kam der Räuber mit dem Ochsen daher; als er die Säbelscheide sah, blieb er stehn und fragte: „Ei, was hast du da? Wie kommst du zu der prächtigen Scheide?" „Ich fand sie im Walde," erwiderte der Bettler. „Wo die Scheide lag, muß sich auch der Säbel finden," sagte der Räuber. „Halte mir den Ochsen auf ein paar Augenblicke, ich will doch sehn, ob ich ihn nicht finde." Und er eilte in den Wald, um zu suchen. Unterdessen trieb der Junge den Ochsen der Höhle zu, wo ihn die Räuber als ihren Meister begrüßten und ihn sogleich zum Hauptmann der Bande ernannten. Da er das Handwerk so schnell gelernt hatte, stieg ihm der Stolz zu Kopfe, und am folgenden Morgen sprach er: „Ich gehe einmal zu meinem Vater und bleibe zwei Tage aus, in der Zeit darf jeder von euch tun, was er will; wenn ich wieder komme, bringe ich Arbeit für euch mit." Er ließ sich sein Pferd satteln, schwang sich in schönen Kleidern drauf und ritt nach Hause. Sein Vater traute seinen Augen nicht, als er ihn sah, und fragte erstaunt: „Wie kommst du zu dem Reichtum?" „Durch meinen Eifer und meine Arbeitsamkeit," sprach der Junge. „Ich bin schon Meister und arbeite mit zwölf Gesellen Nacht und Tag, was gibst du, was hast du." „Ei seht mir

doch den Jungen an, was schaffst du denn?" „Leere Beutel, lieber Vater." „Also bist du ein Spitzbub?" rief der Alte entsetzt; „dann mach nur, daß du mir aus dem Hause kommst, sonst überliefere ich dich selbst dem Gericht." „Wie ihr wollt! Ade, Vater," sprach Hans, saß wieder auf sein Roß und ritt weiter, nachdem er noch einen Beutel voll Geld auf den Tisch geworfen hatte.

Unterwegs kehrte er in ein Wirtshaus ein, ließ sich einen Schnaps geben und fragte: „Was Neues?" „Nicht viel," sagte der Wirt, „außer, daß gestern zwölf Räuber gefangen worden sind; das sollen aber nur die Gesellen sein, dem Hauptmann sind die Soldaten auf der Fährte, der heißt Hans Kühstock." „Heißt der so, dann weiß ich, wo er ist, und wir wollen ihn bald haben," sprach Hans. „Gestern erst hat er mir im Walde die Taschen geleert. Gebt mir nur schlechte Kleider und einen Esel, dann locke ich ihn in euer Haus." Der Wirt tat es mit Freuden, und Hans zog weiter, kaufte auf dem nächsten Bauernhof zwei Körbe mit Eiern, Käse und Butter und trieb damit zur Hauptstadt. Da kam er an dem Turm vorbei, worin die zwölf Kerle gefangen saßen, und sah, wie sie an den Gitterfenstern lagen und nach Noten Trübsal bliesen. Er hielt seinen Esel an, guckte hinauf und rief: „Gelt, ihr habt gestohlen? Was seid ihr für dumme Teufel! Wißt ihr denn nicht, daß ehrlich am längsten währt?" Da ärgerten sich die Spitzbuben, er aber lachte sie aus und verspottete sie, bis sie vor Zorn vom Fenster wegliefen. Das tat er ihnen aber darum, weil sie ihn verraten hatten.

Vor der Stadt wohnte ein Leinweber, der war blutarm und nagte am Hungertuch. Hans Kühstock wußte das, er ging zu ihm und schenkte ihm die Eier und den Käse. „Hör mal, Bruderherz," sagte Hans, der das Stehlen nun einmal nicht lassen konnte; „ich bin arm und du bist arm, und der König hat Geld mehr als zu viel; wie wäre es, wenn wir ihm ein Paar Taschen voll davon abnähmen? Ihm tut's nichts, und uns tut's sehr viel." „Ach du scheinst mir einer von denen zu sein, die nur glühend Eisen und Mühlsteine liegen lassen," sprach der Leinweber, „aber ich bin's zufrieden; ehrlich bin ich lang genug gewesen und habe es zu nichts gebracht; da werde ich einmal zur Abwechslung Spitzbub. Wie kommen wir aber in die Schatzkammer?" „Dafür laß mich sorgen," antwortete Hans.

Abends gingen beide an den Turm, wo die Schatzkammer war; an der Erde hatte sie ein Fenster, das war mit drei eisernen Läden verschlossen. Hans hielt seinen Stock daran, da sprangen sie alle auf, und beide stiegen hinein. Hans nahm eine gute Hand voll Geld, der Leinweber stopfte sich aber beide Taschen voll; dann gingen sie ruhig wieder nach Hause. Als der König morgens in die Schatzkammer kam und den Diebstahl bemerkte, aber alle Türen und Fenster geschlossen sah, ließ er die zwölf Spitzbuben zu sich kommen und fragte sie, wie der Dieb wohl in die Kammer gelangt sein könne. Die untersuchten die Fenster und sahen gleich, wo der Fehler war. „Hans Kühstock ist hier gewesen," sprachen sie, „und durch dies Fenster gestiegen." Der König versprach ihnen die Freiheit, wenn sie ihn fingen; da legten sie Fallen und Schlingen an das Fenster und versicherten dem König, morgen würde Hans Kühstock in seinen Händen sein.

Als es gegen Abend ging, sprach der Leinweber: „Das eine Mal war nicht der Mühe wert, komm, laß uns mehr holen." Da gingen sie zu dem Turm, Hans Kühstock hielt seinen Stock an das Fenster, und es sprang auf. „Laß mich zuerst hinein," sprach er zu dem Leinweber, „es möchte drin nicht richtig sein, und du verstehst dich noch schlecht aufs Handwerk." „Weg da, ich will dir beweisen, daß ich Mut habe," sagte der Leinweber und ging in die Falle. „Da siehst du, wer Recht hatte," sprach Hans Kühstock. „Aber wart, ich helfe uns beiden, drehe nur den Kopf einmal herum." Der Leinweber tat's, und ritsch! schnitt ihm der Räuber den Kopf ab, nahm sich die Taschen voll Geld und ging mit dem Kopfe seiner Wege zu des Leinwebers Haus zurück. Am Morgen kam der König in die Schatzkammer, da lag der blutige Leichnam. Er ließ die Räuber kommen, und die untersuchten die Leiche. „Das ist er nicht," sprachen sie, „aber wenn man die Leiche an den Galgen hängt, dann kann man ihn fangen, denn er wird trachten, sie zu stehlen; darum muß eine starke Wache dabei aufgestellt werden."

Dies geschah, aber Hans Kühstock lachte den König heimlich aus und dachte, so gescheit sei ein guter Spitzbub wohl, daß er nicht in diese dumme Falle gehe. Er zog des Leinwebers alte Kleider an, kaufte sich zwei kleine Fäßchen mit Branntwein, worein er starken Schlaftrunk goß, und lud sie auf seinen Esel; dann ließ er vom

Schneider zwölf Pfarrersröcke machen, packte sie ein und lud sie zu den Fäßchen; also zog er, als es dunkel wurde, dem Galgen zu, indem er schrie: „Lebenstrank! Wer kauft Lebenstrank?" Als die Soldaten, deren zwölf auf Wache standen, ihn sahen, riefen sie ihm zu und ließen sich einschenken, und der Branntwein schmeckte ihnen so gut, daß das Fäßchen bald leer wurde. Da sanken sie einer nach dem andern um und schliefen wie die Klötze. „Jetzt ist die Reihe wieder an mir," sprach Hans Kühstock, zog ihnen ihre Röcke aus und lud sie nebst den Gewehren, Säbeln und dem Leichnam auf seinen Esel, dann zog er ihnen die Pfarrersröcke an und trieb dem Leinewebershäuschen zu.

Morgens wachten die Soldaten auf, und da kann man sich denken, was sie für Augen machten. Anfangs wollten sie alle davonlaufen, aber da sprach einer von ihnen, der ein durchtriebener Pfiffikus war: „Bleibt ruhig hier, ich mache alles gut." Er ging in seinem Pfarrersrock zum König, warf sich ihm zu Füßen und sprach: „Herr König, ach schenket mir und meinen Mitbrüdern das Leben! Wir haben es nicht verdient, aber wir hoffen, ihr werdet uns gnädig sein." Der König war sehr erstaunt und sprach: „Herr Pfarrer, ich schenke es euch gern, weiß aber nicht, was ihr verbrochen haben könnt." Da stand der Soldat auf und erzählte alles. Der König lachte zwar über den neuen Streich des Räubers, aber innerlich ärgerte er sich doch, ließ die zwölf Spitzbuben kommen und drohte ihnen, sie würden sofort alle an den Galgen gehängt, wenn sie ihm nicht ein sicheres Mittel sagten, den Hans Kühstock zu fangen. Da rieten sie, der König solle die ganze Gegend umzingeln und alle Häuser durchsuchen lassen, wenn man ihn dann nicht finde, dann müßten sie sich in ihr Schicksal ergeben. Der König ließ alsbald seine Befehle ergehn, und alle Leute wurden den zwölf Spitzbuben vorgeführt und alle Häuser durchsucht. Aber Hans Kühstock fand sich nicht, der war längst über alle Berge, um anderswo seine Kunst zu betreiben; wo er aber sein Nest gehabt hatte, das erfuhr der König, als man des Leinwebers Haus durchsuchte. Am folgenden Tage mußten die zwölf Spitzbuben baumeln.

---

## Die Räuberhöhle im Walde.

Wer weiß, wozu das gut ist, rief der Schäferjunge, als ihn sein Vater mit viel Prügeln und keinem Geld in die weite Welt schickte, weil die Schafe aus der Hürde gebrochen waren.

So wanderte er drei Tage immer seiner Nase nach und kam in einen großen Wald. Da pfiffen die Vögel so lustig, und er pfiff mit ihnen, bis es Abend wurde; da flogen die Vöglein in ihre Nester, aber der Junge fand kein Obdach. Schon getröstete er sich, in dem hohen Gras zu schlafen, das noch weicher war, als zu Hause sein Strohbett, da sah er, wie es wenige Schritt vor ihm hell durch die Bäume schien, dann wieder dunkel wurde und wieder in roter Helle glühte. Doch war es kein Feuer, sondern nur Widerschein eines Feuers. „Laß uns doch sehen, was das ist," sprach er zu sich selbst, und arbeitete sich durch das Gestrüpp. Da kam er an einen Hügel, und oben auf dem Hügel war der Schein, und inwendig hörte er mehrere Männer mit einander reden. Vorsichtig kroch er auf allen vieren an dem Hügel hinauf, da war da ein großes rundes Loch, und als er hineinguckte, sah er unten ein großes Feuer, daran stand ein Mann mit einem langen Bart und kochte, und der Geruch von dem Essen stieg ihm in die Nase, und sein Magen rief: „Gib mir was." Er kroch wieder hinab und suchte lange nach einem Eingang zu dem Hügel. Endlich fand er eine dicke hölzerne Tür mit einem runden Glasfensterchen drin. Als er hindurch schaute, sah er drei düstre, wilde Kerle, die saßen um einen Tisch, und da dachte er: Halt, das könnten Räuber sein; bleib du vor der Hand hübsch hier, es könnte dir ans Leben gehn.

Indem hörte er, wie der erste von den Kerlen sprach: „Ich habe einen Gedanken, aber ich sag ihn nicht." Da sagte der zweite: „Ich habe auch einen Gedanken; wenn du den deinen aber nicht sagst, sag ich den meinen auch nicht." Der dritte sprach: „Wenn ihr euren Gedanken nicht sagt, schweige ich auch, aber ich meine, wir solltens uns sagen, denn wir sind ja allein. Wir wollen drum losen, wer seinen Gedanken zuerst sagen soll." Damit waren die andern zufrieden, und das Los traf den ersten. Er sprach: „Ich habe einen Gedanken,

ich will nicht mehr stehlen und rauben und morden." „Ich auch nicht, ich auch nicht!" sprachen die beiden andern. „Aber warum willst du nicht mehr stehlen und rauben und morden?" „Da liegt der Haken," sagte der erste, „ich habe eine Geldbörse gestohlen, die wird nie leer, wie viel man auch herausnehmen mag. Da liegt sie, und nun nehmt euch, so viel ihr wollt." Mit den Worten warf er die Börse auf den Tisch, daß die blanken Taler zu Dutzenden herausrollten. „Das ist ein großer Schatz," sprach der zweite, „aber ich habe dein Geld nicht nötig. Ich habe einen Mantel, wenn ich den umhänge und wünsche mich wohin, dann bin ich augenblicklich dort, und wär's am Ende der Welt. Da ist er." Sprach's und legte den Mantel zu der Börse. „Das ist nichts gegen das, was ich habe," sagte der dritte. „Ich habe ein Seitengewehr, wenn ich das herausziehe und schwinge, dann fallen all denen die Köpfe ab, die vor mir stehn. Seht, da ist es, und damit ihr mir glaubt, will ich eine Probe machen," und er schwang es gegen die Hunde, welche in der Ecke lagen, und da fielen ihnen allen die Köpfe ab, wie wenn einer sie mit einem scharfen Messer abgeschnitten hätte; dann legte er das Schwert auf den Tisch zu dem Mantel und der Börse. Sprach der Älteste: „Jetzt wollen wir zu guter Letzt noch Abschied trinken," und damit holte er vier großmächtige Kannen voll Wein, und sie zechten, bis sie tief in der Nacht alle drei unterm Tisch lagen und schliefen; man hätte eine Kanone neben ihnen abschießen können, sie hätten es nicht bemerkt.

„Jetzt kommt meine Zeit," sprach der Junge, der alles gehört und gesehn hatte, öffnete leise die Tür, steckte die Börse in den Sack, das Schwert an die Seite und hing den Mantel um. Nun hat's weiter keine Eile, dachte er, jetzt will ich erst mit Ruhe etwas essen und trinken und dann mit meinem Mantel auf Reisen gehn. Er holte das Fleisch aus dem Kessel, der noch überm Feuer hing, Brot und Butter aus dem Schrank und Wein dazu und hielt ganz bequem eine herrliche Mahlzeit, übereilte sich so wenig dabei, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand, ehe er fertig war. Dann gab er jedem der Räuber einen kräftigen Fußtritt, schmiß Teller, Schüsseln, Kannen und Gläser auf sie und tobte und schrie wie besessen, bis sie erwachten und aufsprangen. Als aber der erste von ihnen ihn fassen wollte,

wünschte er sich rasch zehn Stunden weit, und weg war er, und die Räuber hatten das Nachsehen und konnten mit dem Stehlen wieder von vorn anfangen.

Der Junge aber stand durch seinen Wunsch plötzlich in der Nähe einer großen und prächtigen Stadt, das war des Landes Hauptstadt, wo der König wohnte. Er ging hinein und in das stolzeste Wirtshaus, wo nur hohe Herrschaften einkehrten. Als der Wirt ihn in dem unscheinbaren Mantel sah, sprach er: „Sucht euch ein anderes Wirtshaus, ich habe nur prächtige Zimmer mit seidenen Betten, und die sind nicht für Bettelleute, sondern nur für Prinzen und Grafen." Damit wandte er sich um und ging. Die Tochter aber hatte alles mit angehört, und der schöne junge Mensch gefiel ihr, sie hatte Mitleid mit ihm, weil es schon gegen Abend ging, und gab ihm heimlich ein Zimmer im Hinterhaus, wo die Dienerschaft der vornehmen Gäste gewöhnlich schlief. Als sie von ihm weggehn wollte, sprach er: „Zum Dank für eure Güte haltet eure Schürze einmal auf," und schüttete ihr aus seiner Börse die Schürze voll blanker Taler, sodaß sie ihre schwere Last daran zu tragen hatte.

Sogleich lief das Mädchen zu ihrem Vater und zeigte ihm den Reichtum. Ei, da kratzte sich der Wirt wohl hinter den Ohren; er zog seinen Sonntagsstaat an, trat unter vielen Bücklingen in das Zimmer und bat den Jüngling hunderttausendmal um Verzeihung, führte ihn in das allerprächtigste Zimmer und wartete ihm auf, wie einem König.

Am andern Tage ließ der Jüngling den Schneider kommen und sich reiche Kleider machen, einen vollständigen Prinzenanzug; Pferde wurden gekauft, die schönsten Wagen mußten herbei, und er nahm wohl zwanzig Bedienten an; dann kaufte er das prächtigste Haus in der Stadt, ließ es kaiserlich einrichten und zog hinein, kurz, er hielt Hof, wie es der König mit all seinem Gelde nicht konnte. Der wäre der rechte Mann für meine Tochter, dachte der König, und ließ den Jüngling ins Schloß einladen, bat ihn auch, jeden Tag mit an der königlichen Tafel zu speisen. Bald darauf kündigte ein benachbarter Kaiser dem Könige Krieg an, und der König war sehr in Not, denn der Feind hatte ein ungeheures Heer. Da sprach der Jüngling: „Herr König, gebt mir nur die Leibgarde mit, und ich will schon mit

dem Feinde fertig werden." Anfangs dachte der König, der Jüngling sei nicht recht gescheit. Als der aber darauf bestand, gab er nach, und der Jüngling nahm etwa hundert Mann der Leibwache und zog dem Feind entgegen. Die Leibwache stand Höllenangst aus, aber er schwang sein Schwert lustig vier- oder fünfmal gegen den Feind, und da lag die ganze Armee wie abgemäht da, und er kehrte als Sieger in die Hauptstadt zurück, wo der König ihn mit offenen Armen empfing. Jetzt wurden große Feste und ein glänzendes Mahl gehalten, wobei der Jüngling zur rechten Seite des Königs saß. Als das Mahl zu Ende war, erhob sich der König und sprach vor allen Gästen zu dem Jüngling: „Um dir meinen Dank zu beweisen, bitte von mir, was du willst, und ich will es dir gewähren." „So bitte ich um die Hand der Königstochter," sprach der Jüngling, und niemand war mehr damit zufrieden als der König. Die Hochzeit wurde mit ungeheurer Pracht gefeiert, und die Feste währten über einen Monat, und wer dabei fehlte, das war ich.

So lebte der Jüngling als Prinz herrlich und in Freuden und dachte oft daran, wie gut es war, daß die Schafe aus der Hürde brachen, und daß sein Vater ihm Prügel gab. Dabei erwachte aber immer stärker die Sehnsucht in ihm, seinen Vater und die Seinen einmal wiederzusehn und sich für die Schläge dankbar zu beweisen. Endlich konnte er es nicht länger aushalten, er ließ alles zur Reise bereit machen und sagte zu seiner Frau, sie müsse ihn nun zu seinem Vater begleiten. Da freute sich die stolze Prinzessin sehr, denn sie glaubte nicht anders, als ihres Mannes Vater sei der mächtigste und reichste Kaiser von der Welt. Was die für Augen machte, als der Wagen und der ganze Hofstaat an dem armen Schäferhüttchen still hielt und ihr Mann ausstieg und sprach: „Das ist meines Vaters Schloß!" Von dem Augenblicke an haßte sie ihn tödlich, denn sie meinte, sie müsse sich schämen, daß sie einen Schäferbuben zum Gemahl habe, und sann Tag und Nacht auf Mittel und Wege, ihn los zu werden. Sie ließ ihren Mann aber nichts merken, im Gegenteil war sie noch viel freundlicher gegen ihn und tat, als hätte sie ihn jetzt erst recht lieb, weil er sich so hoch emporgeschwungen und doch seiner armen Eltern nicht vergessen hatte. Sie verstellte sich aber so, weil sie von ihm erfahren wollte, wie er zu so großen Reichtümern gekommen sei und wo er sie verborgen habe.

Ihr Mann war arglos, wie jeder gute Mensch, und dachte nicht, daß seine Frau böse sein könne. Als sie nun immer wieder in ihn drang, ihr sein Geheimnis zu sagen, da erzählte er ihr eines Tages alles und zeigte ihr die Wunschbörse und den Mantel und das wunderbare Schwert, seinen ganzen Schatz und seine reichste Habe. Da tat sie sehr dankbar und erfreut, und das war sie auch, aber nicht zu ihres Mannes Heil. Denn als dieser am folgenden Morgen aufstand, kamen vier Kerle, die er nie gesehen hatte, die zwangen ihn, schlechte Kleider anzuziehen und wollten ihn mit sich fortführen. Erzürnt langte er nach der Wand, wo sein Schwert hing, doch dies war verschwunden, und die Kiste, worin der Mantel und die Wunschbörse lagen, war erbrochen und leer. Als er aber nach seinen Dienern rief, sprachen die Kerle hohnlachend, ein Schäferbube habe keine Diener nötig, und die Königstochter sei längst wieder zu ihrem Vater heimgereist, denn sie wolle keinen Schäfer zum Manne haben. Ach wie schnitt ihm das durchs Herz! Der Verlust von all seinem Reichtum galt ihm nichts, den hätte er gern ertragen, aber daß ihn seine Frau, die er so lieb hatte, so sehr betrogen hatte, das tat ihm weh. Geduldig ließ er sich bis an die Grenze des Königreichs fortführen; als er sie im Rücken hatte, sah er sich nicht mehr um und ging in die Welt hinein als ein recht unglücklicher Mann.

So wanderte er Jahr und Tag und bettelte sein Brot an den Türen, denn er war zu stolz, als daß er in seines Vaters Haus hätte zurückkehren mögen. Mit der Zeit verging aber das bittere Weh, und nach und nach wurde er wieder so guten Mutes, wie zuvor. Eines Tages kam er in einen großen Wald, und da war es ihm gerade so zu Sinn, wie vor Jahren, als er von Hause weggeschickt wurde. Wer weiß, wozu das gut war, rief er und warf seine Mütze hoch in die Luft. Sie kam aber nicht wieder, sondern blieb an einem Eichenast hängen. Er stieg hinauf sie zu holen und schaute sich dabei nach allen Seiten um, ob er irgendwo eine Kirchturmspitze in der Nähe sehen könnte. Nun sah er zwar keine Kirchturmspitze, wohl aber dichten Rauch, der nicht weit von ihm im Walde aufwirbelte. Im Nu war er wieder drunten und ging in der Richtung nach dem Rauche weiter, und siehe, da lag der Hügel mit der Räuberhöhle wieder vor ihm, und als er hinaufstieg, hörte er zwei Männer reden.

„Hänge dein Horn in den Schrank, ehe wir ausgehn," sprach der eine, „damit es kein Dieb erwischt." „Dann gib mir die Stiefel, damit ich sie zu dem Horn stelle," sagte der andere, „und reiche mir den Schlüssel." „Nein, den Schlüssel muß ich haben," erwiderte der erste, „denn das Horn ist mehr wert als die Stiefel." „Ich gäbe die Stiefel nicht um drei Dutzend deiner Hörner," sprach der zweite, „drum her mit dem Schlüssel." Also zankten sie sich und rauften sich, und das Ende vom Liede war, daß jeder zu seinem Messer griff und beide tot hinstürzten.

„Warum habt ihr mir nicht den Schlüssel gegeben!" rief der Schäfers-sohn, als er das sah. „Ich hätte euch der Mühe überhoben, die Sachen zu verschließen." Trat in die Höhle und beguckte die Stiefel, welche grade aussahen, wie seine Stiefel auch, nur waren seine zerrissen und diese ganz. Dann beschaute er auch das Horn, und auch das hatte nichts Außergewöhnliches, aber er sprach: „Wer weiß, wozu das gut ist," hing es um den Hals und zog die Stiefel an. Da spürte er alsbald eine wunderbare Leichtigkeit in den Füßen, kaum hatte er die Höhle verlassen, da stand er schon mit einem Schritt jenseits des Waldes. So große Eile hat's nicht, dachte er und setzte sich hin, und da er doch nichts Besseres zu tun wußte, fing er an in sein Hörnlein zu blasen. Potz Himmel, das gab einen Ton, als wenn die Welt zusammenfallen sollte, und da war es, als ob es Soldaten regnete und jede Grasspitze und jeder Kornhalm zum Soldaten würde; es waren ihrer mehr als hunderttausend, die sich sogleich in Reih und Glied stellten. Der General aber ritt vor ihn, machte eine tiefe Verbeugung und fragte: „Was befiehlt mein König und Herr?"

Anfangs wußte der Schäferssohn nicht, ob er wache oder träume, endlich aber faßte er sich und sprach: „Ihr sollt die Hauptstadt belagern und mir die Königstochter gefangen herbringen." Dann befahl er schnell vor der Hauptstadt ein Lager zu schlagen und mitten drin sein Zelt zu errichten aus lauter Samt und Seide. Dahinein setzte er sich in seiner ärmlichen Kleidung.

Es dauerte nicht lange, so kam ein Bote vom König, der fragte, was die Ursache der Belagerung sei. Der Schäferssohn sprach: „Sage dem König, sein Tochtermann liege vor der Stadt und lasse ihm sagen, so wahr ihm sein und seiner Tochter Leben lieb sei, müsse sie noch

heute erfüllen, was ich befehle: sie soll mir die drei Stücke wiedergeben, welche sie mir genommen hat, und soll sie selbst in mein Zelt bringen, nicht nackend und nicht bekleidet, nicht gegangen, nicht gefahren und nicht geritten."

Wie der König erzürnte, als er das hörte! Er wußte nicht anders, als daß sein Tochtermann unterwegs verunglückt sei, denn das hatte die Prinzessin ihm vorgelogen. Sogleich mußte sie vor ihn kommen und alles bekennen, und sie sollte sich auf der Stelle auf den Weg zum Zelt des Schäfersohnes machen. Das war nun eine harte Nuß zum Knacken! Gern hätte sie ihm die drei Stücke zurückgegeben, — denn diese hatten ihre Kraft verloren, sobald sie aus den Händen ihres Gemahls waren; die Börse gab kein Geld mehr, der Mantel trug nicht mehr, und das Schwert schnitt nicht mehr — aber daß sie sich also vor dem Schäferssohn demütigen sollte, das wollte ihr nicht in den Kopf. Sie sagte und blieb dabei, sie wisse nicht, wie sie das machen solle, obgleich sie in ihrer Klugheit es gar wohl wußte.

Als es gegen Abend ging und sie immer noch nicht erschien, wurde der Schäferssohn ungeduldig, ließ alle seine Kanonen auf die Stadtmauern richten und nur einmal losfeuern; da lagen die Mauern wie abgemäht da. Dann schickte er einen Boten in die Stadt und ließ den König fragen, ob es nun Zeit sei, daß die Prinzessin ihm die drei Stücke bringe. Aber der Bote war kaum halben Weges, da kam sie schon und der König hinterdrein. Sie war weder nackend noch bekleidet, sondern in ein Fischgarn gewickelt; auch kam sie weder gefahren noch geritten noch gegangen, sondern sie kroch und krabbelte auf allen vieren durch das ganze Heer hindurch bis an das Zelt des Schäfersohns. Der saß in seinen ärmlichen Kleidern auf einem prächtigen Thron, nahm ihr die drei Wunschstücke ab und schickte sie wieder heim, den König aber bewirtete er aufs schönste, denn er wußte schon, daß dieser nicht schuld war an dem Verrat.

Am folgenden Morgen entließ er sein Heer und wünschte sich mitten auf ein Schlachtfeld. Alsbald stand er da und fand zwei Könige, die schon vier Jahre Krieg miteinander führten. Er stellte sich auf die Seite des Schwächern und schlug mit seinem Schwert das ganze feindliche Heer in zehn Minuten zu Boden. Der König, dem

er also den Sieg verschafft hatte, bot ihm zum Dank die Hand seiner Tochter an. So wurde er wieder zum Prinzen, und nach des Königs Tode bestieg er den Thron und regierte noch lange und glücklich.

## Die Ordnung der Natur.

Mann und Frau wohnten in einer schlechten Hütte. Der Mann ging alle Tage zu Feld ackern, und die Frau blieb zu Hause und kochte. Da sagte einmal der Mann nach dem Frühstück zu der Frau: „Du hast es doch recht bequem bei dem bißchen Kochen, während ich mich auf dem Felde schinden und placken muß.“ — „Wollen wir etwa tauschen?“ sagte die Frau; „so will ich zu Felde gehen, und du magst da zu Hause bleiben und kochen.“ — „Des bin ich zufrieden,“ sagte der Mann. Und also tauschten sie die Rollen: die Frau nahm den Karst auf die Schultern und ging zu Felde; der Mann blieb mit dem Kochlöffel in der Hand zu Hause. Die erste Frage war aber nun, was er kochen sollte. Ei, fiel ihm ein, wer das Kreuz hat, der segnet sich: ich will mein Leibgericht kochen! Und das war Reisbrei. Wie er aber Holz und Reisig geholt und Feuer angemacht hatte, hörte er die Kuh brüllen. „Ja brülle du nur,“ sagte der Mann; „erst muß ich noch Wasser holen gehen, sonst brennt das Feuer für nichts und wieder nichts.“ Er nahm also den Eimer und ging nach dem Brunnen Wasser holen: das goß er in den Topf und setzte ihn aufs Feuer. Da brüllte die Kuh zum andern Mal. „Ja brülle nur,“ sagte er, „du bist noch nicht an der Reihe: erst muß der Reis im Topf sein, damit er aufgehen kann.“ Er lief also hin, holte den Reis, schüttete ihn in den Topf und rührte ihn mit dem Löffel. Da brüllte die Kuh zum dritten Mal. „Ja,“ sagte der Mann, „jetzt sollst du auch bedient werden.“ Er ging also in den Stall zu der Kuh und sah mit Schrecken, daß kein Futter für sie da war. Blitz, dachte er, wenn ich jetzt erst Futter machen soll, darüber fängt das Wasser an zu kochen, und der Reis läuft über, und das wär doch schade für mein Leibgericht. Da nahm er die Kuh und leitete sie vom Berge her auf sein bemoostes Strohdach und hieß sie da weiden. Wie er aber



in der Küche ist, das wallende Wasser abgießt und neues auf den Reis schüttet, denkt er: wenn die Kuh herabfiele, könnte sie Hals und Bein brechen, und das wär doch schade für die Kuh. Er läuft also wieder hinaus auf das Dach, bindet der Kuh einen Strick um den Hals und wirft das Ende des Stricks durch den Schornstein in die Küche; in der Küche aber bindet er es sich ans Bein und denkt: Nun kann ich hier geruhig Reisbrei kochen. Er goß auch bald das siedende Wasser ab, tat dafür Milch in den Brei und setzte ihn wieder aufs Feuer, fleißig mit dem Kochlöffel rührend, damit er nicht anbrenne. Unterdessen weidet die Kuh auf dem schmalen Grat des Daches und setzt vorsichtig einen Fuß vor den andern wie ein Seiltänzer, bis sie an die First des Hauses kommt. Da reckt sie den Hals nach ein paar

schmalen Kräutern zur Seite, verliert aber das Gleichgewicht und stürzt herab; weil jedoch der Strick zu kurz ist, hält er sie in der Schwebe, daß sie nicht zu Boden kommt. Indes war sie schwer genug gewesen, den Mann am andern Ende des Stricks hinaufzuziehen, daß er im Schornstein zwischen Himmel und Erde zu hängen kam, gerade über dem Reisbrei.

Darüber kehrt die Frau nach Hause und sieht die Kuh da hängen und die Zunge aus dem Halse strecken. Zum Glück hatte sie ihr Käsemesser in der Tasche; das kneift sie auf, faßt den Strick mit der Rechten, schneidet mit der Linken ab und läßt die Kuh sacht zu Boden gleiten; dann läuft sie in die Küche, den Mann auszuschelten; der steckte aber mit dem Kopfe im Reisbreitopf, und die Frau mußte ihn erst wieder auf die Füße stellen. Aber auch jetzt war es zum Schelten noch zu früh, denn Augen und Ohren hingen ihm voll Brei. Sie wusch ihm also erst den Kopf und wollte nun ihre Strafpredigt anheben; aber der Mann hielt ihr den Mund zu und sagte: „Sei still, du hast mir ja eben schon den Kopf gewaschen. Künftig bleibst du wieder zu Haus und kochst, ich aber gehe zu Feld und ackere. Man soll die Ordnung der Natur nicht verkehren."

## Die drei Träume.

Es waren einmal drei Gesellen, die fuhren mit einander über Land und kamen in einen tiefen Wald, wo sie Essenswaren nicht feil fanden. Nun hatten sie nichts weiter als ein kleines Brot und waren doch gar hungrig. Da sprachen sie zu einander: „Wenn wir das kleine Brot in drei Stücke teilen, so bekommt ein jeder so wenig, daß er seinen Hunger nicht damit stillen kann. Lasset uns also einen Rat erdenken, daß sich wenigstens einer daran ersättigen mag." Da sprach einer: „So wollen wir uns schlafen legen, und wer den besten Traum hat, der soll das Brot ganz haben." Da sagten sie: „Der Rat ist gut," und legten sich hin zu schlafen. Als nun zwei der Gesellen eingeschlafen waren, stand der dritte, der den Rat gegeben hatte, auf und aß das Brot ganz, sodaß seinen Gesellen nichts übrig



blieb. Darauf ging er hin, weckte die beiden andern und sprach: „Steht auf und sage ein jeder seinen Traum." Da sprach der erste: „Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt. Ich sah eine goldene Leiter bis in den Himmel reichen, Engel stiegen daran auf und ab, und einer kam und nahm meine Seele und führte sie in den Himmel. Da sah ich den Vater und den Sohn und den heiligen Geist und so viel Freuden, wie sie kein Auge je gesehen, kein Ohr gehört hat. Und das war mein Traum." Da sprach der andere: „Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt. Ich sah die Rotte von Teufeln kommen mit glühenden Eisenzangen, damit zogen sie meine Seele aus meinem Leibe, führten sie in die Hölle, setzten sie auf einen Platz, der voll scharfer Schermesser war, und sprachen: 'So lange ein Gott im Himmel ist, so lange mußt du hier bleiben.' Und das war mein Traum." Da sprach der dritte, der den Rat gegeben hatte: „Nun hört auch meinen Traum. Es kam ein Engel und sprach zu mir: 'Willst du sehen, wo deine Gesellen sind?' Da sprach ich: 'Ja, denn wir haben ein Brot miteinander zu teilen, und ich fürchte, sie haben es mit sich genommen.' 'Nein,' sprach der Engel, 'dem ist nicht so, das Brot liegt noch dort. Komm aber und folge mir.' Da führte er mich vor des Himmels Tor, und als ich hineinschaute, sah ich dich in einem goldenen Stuhle sitzen, und auf dem Tisch vor dir stand

Essen und Trinken in Hülle und Fülle. Da sprach der Engel: 'Sieh, dein Geselle hat hier ein herrliches Leben in alle Ewigkeit. Nun komm auch und sieh, wie es deinem andern Gesellen ergeht.' Da führte er mich vor das Höllentor, und als ich hineinschaute, sah ich dich auf lauter scharfen Schermessern sitzen. Da sprach ich zu dir: 'O lieber Gesell, mir ist leid, daß ich dich an dieser Stätte finde.' Da sprachst du: 'Solange Gott im Himmel ist, muß ich hier bleiben. Darum geh und iß das Brot auf, denn mich und unsern Gesellen siehst du nie wieder.' Und als ich das hörte, wachte ich auf und ging und aß das Brot, wie du mich geheißen hattest."

## Der Zauberring und das Zauberschloß.

Es war einmal ein alter Jude, das war ein großer Zauberer, und durch seine Zauberei hatte er es zuwege gebracht, daß er einen Berg in die Höhe steigen ließ, der sich jeden Johannistag um Mittag zwischen elf und zwölf öffnete. Er wäre nun gerne selbst hineingegangen, doch er konnte nicht; denn seiner Sünden Last war zu groß, als daß ihn der Berg in seinem Innern gelitten hätte. Er befahl darum seinem Kutscher, die Pferde vor den Wagen zu spannen, damit er ausführe und einen Menschen suche, wie er ihn brauchen konnte. Er war schon eine gute Weile gefahren, da führte ihn sein Weg bei einem Hofe vorbei, in dem ein Bauer mit seiner Frau und seinen sieben Söhnen hauste. Dort stieg er aus und trat in die Stube. „Ich habe nichts zu handeln!" rief ihm der Bauer zu. — „Das will ich auch gar nicht," antwortete der Jude, „ich will für guten Lohn eins eurer Kinder auf ein Jahr dingen." — „Das läßt sich hören," versetzte der Bauer, „such dir von den Jungen einen aus; nur den ältesten darfst du nicht nehmen, der muß mir in der Wirtschaft zur Hand gehen!" Der Jude ließ darauf die sechs anderen Söhne vor sich treten und sah einem jeden scharf ins Gesicht; endlich griff er den dritten heraus und sprach zu dem Bauern: „Den will ich haben! Für Kleidung werde ich sorgen, und übers Jahr bring' ich ihn Euch zurück, und er trägt einen Lohn in der Tasche, daß Ihr

Eure Freude daran haben sollt." Da wurde der Handel abgeschlossen, der Junge mußte zu dem Kutscher auf den Bock, und sie fuhren in des Juden Wohnung zurück.

Dort hatte es der Bursche besser, als bei seinem Vater. Der Jude zog ihm schöne Kleider an und gab ihm täglich Braten zu essen und Wein zu trinken, daß er sein Lebtag keinen bessern Dienst wünschen konnte. Als nun der Johannistag kam, nahm der Jude den Jungen mit sich hinaus und führte ihn an den Berg; und als die Uhr elf schlug und der Berg sich von einander tat, steckte er ihm einen Ring an den Finger und sprach zu ihm: Mein Sohn, geh in den Berg. Und wenn du ein Endchen gegangen bist, so wirst du ein kleines Häuschen finden. Darin ist eine Stube, und in der Stube steht ein Ofen, und unter dem Ofen liegt ein altes, verrostetes Schloß. Das nimm zu dir und bring es mir eilends heraus. Halte dich auch nicht drinnen auf, es wäre dein Unglück." Der Junge versprach dem Juden, daß er genau so tun wolle, und ging in den Berg. Er fand alles so, wie es ihm der Jude beschrieben hatte; doch nachdem er das Schloß unter dem Ofen gefunden und zu sich gesteckt hatte, konnte er sich nicht abwenden von den glimmernden, glitzernden Kugeln, die in der Stube lagen und funkelten, wie die Sterne. Er machte sich dabei und steckte die Taschen davon voll; doch, o weh, gerade als er aus dem Häuschen trat und wieder zurückkehren wollte, schlug der Berg zu, und er war gefangen und wußte nicht, wo aus noch ein. In seiner Not fing er an zu weinen und rang die Hände, und dabei drehte er den Ring, den ihm der Jude an den Finger gestreift hatte. In demselben Augenblicke stand auch schon ein schwarzer Kerl vor ihm und sprach: „Was befiehlt mein Herr König?" — „Ich habe dich gar nicht gerufen," antwortete der Junge voll Furcht; da verschwand der schwarze Kerl wieder. Eine Zeit lang rückte und rührte er sich nicht; endlich stürzten ihm die Tränen wieder aus den Augen, und er rang verzweifelt die Hände, so daß sich der Ring um den Finger drehte. „Was befiehlt mein Herr König?" fragte es da wieder, und der schwarze Kerl stand vor ihm. „Ich habe dich nicht gerufen," versetzte der Junge zum zweiten Male und war froh, daß der Schwarze verschwand. Indem er aber so nachdachte, was der Kerl eigentlich bei ihm wolle, fiel ihm ein, die Kraft möge vielleicht

in dem Ringe sitzen. „Du willst es doch noch einmal versuchen," sprach er bei sich und drehte den Ring mit den Fingern. Da stand der schwarze Kerl zum dritten Male vor ihm und fragte: „Was befiehlt mein Herr König?" — Jetzt sah der Junge ein, daß es ein Geist sei, der ihm um des Ringes willen gehorchen müsse, und er antwortete dreist: „Ich befehle dir, daß du mich aus dem Berge heraus schaffst." Kaum hatte der Junge die Worte gesprochen, so ergriff ihn der Schwarze mit beiden Händen, und es dauerte gar nicht lange, so hatte er ihn dicht vor seines Vaters Hof auf die Erde niedergesetzt und war verschwunden. Der Junge aber schritt durch das Tor auf den Hof und sagte zu Vater und Mutter guten Tag. „Ist dein Jahr aber zeitig aus!" rief der Bauer verwundert. „Hat dich dein Herr nicht brauchen können, und was für einen Lohn hat er dir gegeben?" Der Junge griff in die Taschen, zog die glänzenden Kugeln heraus und sprach: „Dies ist mein Lohn! Vater, fahrt in die Stadt und verkauft mir die Dinger bei dem Juden." — „Es sind hübsche Kugeln," dachte der Bauer, „die mögen wohl drei Taler wert sein oder auch vier." Dann steckte er sie alle in die Tasche hinein; nur fünf behielt der Junge zurück, und das waren die schönsten und größten, die unter allen zu finden waren.

Als der Bauer in der Stadt war, kam sogleich ein Jude auf ihn zu, wie die Juden zu tun pflegen, und rief: „Bauer, nichts zu handeln, nichts zu schachern?" — „Nicht viel, aber etwas," sagte der Bauer und zog eine Hand voll Kugeln aus der Tasche heraus. „Das Geschäft machen wir zu Hause, nicht auf der Straße," sagte der Jude hastig und zog ihn mit sich in seine Wohnung. Als sie in der Stube waren und der Bauer die Kugeln auf dem Tisch ausgepackt hatte, sagte der Jude: „Bauer, ich gebe Euch für den ganzen Kram dreihundert Taler." — „Nee Ken, nee Ken, nee Ken, nee!" antwortete der Bauer, welcher glaubte, der Jude wolle ihn zum Narren halten. „Gut," erwiderte der Jude, „du willst haben Geld. Hier sind sechshundert Taler!" Der Bauer rief aber wieder: „Nee Ken, nee Ken, nee Ken, nee!" denn daß die Kugeln so viel wert seien, das konnte er gar nicht glauben. „Ich gebe neunhundert," schrie der Jude; der Bauer blieb bei seinem: „Nee Ken, nee Ken, nee Ken, nee!" „Jetzt sprichst du kein Wort," rief der Jude, „und ich zahle dir

tausend Taler." Und da der Bauer vor Verwunderung nicht wußte, was er sagen sollte, zahlte er schnell die tausend Taler auf das Brett. Wer war froher, als der Bauer! Er ließ dem Juden die Kugeln und machte, daß er mit dem Gelde nach Hause kam.

„Vater, was hast du bekommen?" rief ihm der Junge schon von weitem entgegen. „Mein Sohn," antwortete der Bauer, „du warst mit dem Dienste nicht betrogen! Ich habe tausend Taler für die Kugeln erhalten." — „Das dachte ich mir gleich, Vater," erwiderte der Junge, „daß es keine gewöhnlichen Kugeln, sondern eitel Edelgestein sei. Hier sind noch die fünf größten, die habe ich zurückbehalten. Geh damit noch einmal in die Stadt, Vater, und bring sie der Prinzessin, daß sie dieselben als Geschenk von mir nehme." Der Vater dachte: „Hat dir der Junge tausend Taler eingebracht, so kannst du auch einen Gang für ihn tun," nahm die fünf Kugeln, steckte sie in die Tasche und ging damit in des Königs Schloß, wo die Prinzessin neben ihrem Vater saß. „Dies schickt Euch mein Sohn!" sagte er und reichte ihr die Kugeln dar. „Hast du solch einen Sohn!" riefen die Prinzessin und der König mit einem Munde; denn die fünf Edelsteine waren mehr wert als ihr halbes Königreich. „Bring ihn schnell her, daß er vor uns erscheine!" Der Bauer machte einen Kratzfuß und kehrte wieder auf seinen Hof zurück. „Das hast du davon," sagte er ärgerlich, „nun sollst du zum König kommen! Ich geh' aber nicht mit. Iß du nur die Suppe allein aus, die du dir eingebrockt hast!" Der Junge zog sich darauf seine besten Kleider an und ging in die Stadt auf des Königs Schloß. „Du sollst unsern Dank haben für die fünf schönen Edelsteine," sagte der König; die Prinzessin sagte aber gar nichts, die sah dem Jungen immerfort ins Gesicht; und je mehr sie ihn ansah, um so mehr verliebte sie sich in ihn. Sie nahm darum den alten König beiseite und sprach zu ihm: „Väterchen, der Mann hat Euch so viel Reichtümer geschenkt, den könntet Ihr mir wohl zum Manne geben!" — „Aber Kindchen," antwortete der König, „sein Vater ist ja nur ein ganz gemeiner Bauersmann!" — „Zu den Dümmsten gehört sein Sohn aber nicht," versetzte die Prinzessin, „sonst hätte er die Edelsteine nicht eben mir geschickt," und sie bat und quälte so lange, bis der König ihren Worten willfahrte und sie mit dem Jungen verlobte.

Den andern Tag sollte die Hochzeit sein. Da machte der Junge schnell, daß er nach Hause kam und den Ring und das Schloß holte; denn die Sachen pflegte er niemals bei sich zu tragen, aus Furcht, er möchte sie verlieren. Als er nun wieder in der Stadt war, ging er an einen heimlichen Ort in des Königs Garten, rieb seinen Ring und sprach zu dem schwarzen Kerle: „Ich will ein Schloß haben, so schön und noch schöner, wie des Königs Schloß, und dort drüben auf dem Berge, da soll es stehen!" Antwortete der Schwarze: „Mir ist die Luft untertan; ich kann dir das Schloß nicht bauen. Doch was braucht Ihr auch mich dazu! Schüttelt das alte verrostete Schloß, das Ihr in dem Häuschen im Berge unter dem Ofen gefunden habt, und Ihr werdet haben, was Ihr haben wollt." Nachdem der schwarze Kerl wieder verschwunden war, ergriff der Junge das Schloß und schüttelte es aus Leibeskräften. Sogleich standen drei gewaltige Riesen vor ihm und riefen: „Was befiehlt unser Herr König?" — Der Junge kannte solche Besuche durch seinen Ring schon, darum erschrak er auch gar nicht und antwortete ohne Zögern: „Ich befehle, daß Ihr mir bis morgen früh ein Schloß baut, dort drüben auf jenem Berge, so schön, wie des Königs Schloß, und noch schöner." Die Riesen verschwanden, und der Junge kehrte zur Prinzessin zurück. Am andern Morgen fuhren sie mit dem König und dem ganzen Hofstaat zur Trauung. Da rissen aber allesamt die Augen auf, als sie das prächtige Schloß auf dem Berge erblickten. „Wer hat sich das Schloß über Nacht erbauen lassen?" rief der König verwundert. „Das habe ich getan," rief der Junge, „denn wer eine Frau hat, muß auch sein eigenes Haus haben, daß er darin wohnen kann." — „Siehst du, Väterchen," sprach die Prinzessin, „mein Mann ist der Dümmste nicht." Das mußte der König jetzt auch zugeben, und nachdem die Hochzeit gefeiert war, zog der Junge als ein Prinz und des Königs Schwiegersohn auf das prächtige Schloß, und er wohnte dort mitsamt der Prinzessin lange Zeit. Den Ring und das alte verrostete Schloß aber hatte er in ein kleines Kästchen gepackt und in ein besonderes Zimmer im Schlosse gestellt, und damit niemand hinzu käme, hatte er der Prinzessin den Schlüssel übergeben und ihr geboten, ja nicht hineinzugehen. Und das war nötig; denn er hatte sich, als er Prinz geworden war, wie alle Königssöhne, das Jagen angenommen, damit

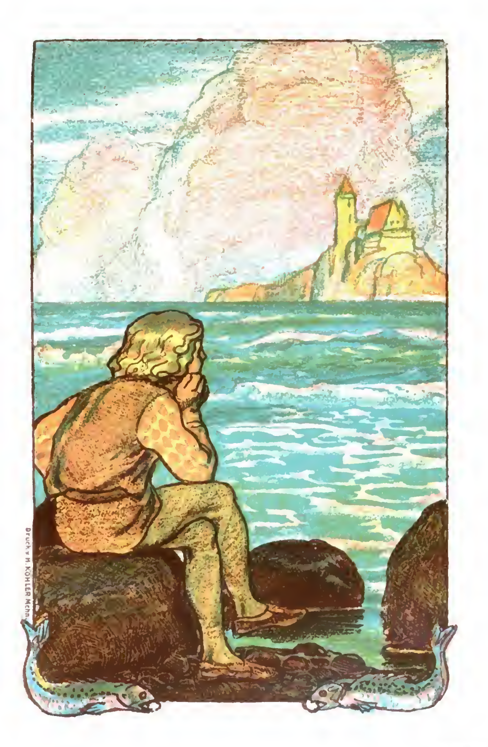
er sich die Zeit vertriebe, und er war oft den lieben langen Tag draußen im grünen Walde hinter den Hirschen und Rehen her.

Inzwischen hatte der alte Jude eines Tages in den Zauberspiegel geguckt, und da hatte er denn gesehen, wie des Bauern Sohn die Prinzessin geheiratet habe und ein königlicher Prinz geworden sei. Auch konnte er in dem Spiegel das prächtige Schloß sehen und in dem Schlosse in dem besonderen Zimmer die beiden Wunschdinge, wie sie in einem Kasten lagen, der mitten in der Stube auf dem Tische stand. Das ärgerte den alten Juden sehr, und er kleidete sich als Baumeister aus und sprach an einem Morgen, als der Prinz eben wieder auf die Jagd geritten war, in dem Schlosse vor. „Prinzessin," sprach er, als er vor der Königstochter stand, „rettet mir das Leben! Der König, in dessen Lande ich wohne, hat mir befohlen, ein Schloß zu bauen, genau so, wie dieses ist; und bringe ich es nicht fertig, so läßt er mich an den höchsten Galgen hängen. Darf ich mir das Schloß wohl beschauen?" Der Königstochter tat es im Herzen wohl, daß ein Baumeister so weit gereist komme, um ihres Mannes Schloß zu sehen, und sie erlaubte ihm, es von außen und von innen abzuzeichnen. Nur in die verbotene Stube ließ sie ihn nicht. Nachdem der Zauberer mit allem fertig geworden war, wollte er auch das letzte Zimmer sehen. „Wird das Schloß nicht ganz so, wie dieses ist, so ist mein Leben Gras!" sprach er, und das tat der Königstochter so leid, daß sie sagte: „Ich darf nicht hinein, mir hat es mein Mann verboten. Doch du magst es geschwind einmal beschauen. Halt aber reinen Mund und sag meinem Mann nichts davon!" Kaum hatte sie den Schlüssel im Schloß herumgedreht und die Tür geöffnet, so war der Jude auch schon drinnen, hatte den Kasten geöffnet, das verrostete Schloß herausgenommen und geschüttelt. „Was will der verfluchte Jude von uns?" sagten die drei Riesen; denn sie ärgerten sich, daß sie dem Erzschelm gehorchen sollten. „Ich befehle euch," sprach der Zauberer, „daß ihr das Schloß samt der Prinzessin auf eine Insel im Meere tragt. Den Bauernprinzen aber nehmt ihr und tretet ihn auf der Nachbarinsel in den Sumpf hinein." Kaum hatte der Jude die Worte gesprochen, so flogen auch die drei Riesen mit dem Schlosse und allem, was darinnen war, durch die Luft davon und setzten es auf der Insel nieder. Dann griffen sie den Prinzen

im Walde und trugen ihn auf die Nachbarinsel und traten ihn mit ihren Füßen in den Sumpf hinein; sie machten es aber nicht allzu arg, so daß er das Leben behielt und, nachdem die Riesen verschwunden waren, sich wieder aus dem Moraste herausarbeiten konnte.

Da saß er nun auf der kleinen Insel und konnte über das Meer weg von der andern Insel her sein Schloß schimmern sehen und durfte doch nicht hinüber. Und als er Hunger hatte, war kein Diener da, der ihm Braten und Wein auftrug; er mußte sich von dem Kräuterwesen nähren, das in dem Sumpfe wuchs. So verging eine geraume Zeit, und wenn er sich Kräuter genug gesucht und damit seinen Hunger gestillt hatte, ging er immer am Strande auf und ab und schaute nach dem Schlosse hinüber, in dem seine Prinzessin wohnte. Als er nun eines Tages wieder am Strande umherwandelte, erblickte er eine weiße Katze, die im Wasser Fische fing, sie mit den Pfoten auf den Sand warf und dann fraß. „Kätzchen," sagte er freundlich und strich dem Tiere mit der Hand den weißen Buckel, „Kätzchen, wir wollen halb Part machen; ich brate die Fische, und wir verspeisen sie dann gemeinsam." Damit fachte er ein Feuer an, steckte die Fische, welche das Kätzchen gefangen hatte, an den Spieß und briet sie über der Flamme. Und als sie gar waren, gab er dem Kätzchen einen Teil, und einen Teil behielt er für sich. Das gefiel dem Kätzchen, und es wurde mit dem Prinzen gut freund und fing noch einmal so viel Fische, als es früher gefangen hatte, damit sein Kamerad nicht mehr das Kräuterwesen zu essen brauche. Und wenn sie satt waren, erzählten sie einander etwas. Der Prinz wußte die schönsten Geschichten, und das Kätzchen hörte ihm gerne zu; aber antworten konnte es ihm nicht, sondern sprach nur: „Miau, miau, miau!"

Eines Morgens sagte der Prinz: „Kätzchen mein, du könntest mir helfen! Schwimm über den Meeresarm zu dem Schlosse. Darin ist ein verschlossenes Zimmer; und in dem Zimmer liegt in einem Kästchen auf dem Tisch ein goldener Ring. Bringst du mir den Ring, so ist es mein Glück und soll dein Schade nicht sein." — „Miau!" rief das Kätzchen und sprang in das Meer, und es dauerte gar nicht lange, so war es über das Wasser geschwommen und stand vor dem Schlosse und kratzte mit den weißen Pfötchen an die Türe und rief: „Miau, miau, miau!" Die Prinzessin hörte das Schreien, dachte:


Druck v. M. KÖHLER Mchn.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



„Was will das Kätzchen?“ und tat ihm auf. „Miau, miau, miau!“ rief das Kätzchen wieder und lief in das Schloß hinein und sprang von einem Zimmer zum andern. Bei der verbotenen Stube machte es halt, kratzte mit den Pfötchen an die Türe und rief: „Miau, miau, miau!“ — „Miaue nur, mein weißes Kätzchen,“ sprach die Prinzessin, „hier darfst du doch nicht hinein.“ Das Kätzchen tat aber so freundlich und sah die Prinzessin so liebevoll an, und dann kratzte es wieder und rief dabei: „Miau, miau, miau!“ Dachte die Königstochter: „Du hast den fremden Baumeister hineingelassen, dann darf am Ende auch das weiße Kätzchen die Stube besehen,“ und schloß ihm die Tür auf. Husch! war das Kätzchen drinnen, hatte den Deckel aufgetan und lief mit dem Ring im Maule wieder davon. „Kätzchen, wo willst du mit dem Ring hin!“ rief die Prinzessin und wollte es greifen; aber das Kätzchen war schneller, und ehe die Prinzessin an die Tür gekommen war, war es schon im Meere und schwamm der andern Insel zu. Der Prinz sah es von weitem kommen, freute sich und sprach: „Kätzchen, hast du den Ring?“ — „Miau!“ antwortete das Kätzchen; da fiel ihm aber der Ring aus dem Munde und sank in das tiefe Meer hinab.

Nun war die Freude in eitel Traurigkeit verkehrt. Der Prinz weinte, daß ihm die Tränen die Backen herabflossen, und das Kätzchen hätte auch geweint, wenn ein Kätzchen weinen könnte. So aber machte es nur ein betrübtes Gesicht. Als der Prinz das sah, strich

er ihm seinen weißen Buckel und sprach: „Du bist unschuldig, mein gutes Kätzchen; hätte ich dir nicht zugerufen, du hättest mir den Ring gebracht." Sie waren darauf noch ein paar Tage traurig, endlich dachten sie nicht mehr an den Ring und lebten fort, wie sie vorher ihr Leben zugebracht hatten. — Eines Tages steckte der Prinz wieder die Fische an den Spieß, die das weiße Kätzchen aus dem Meere gefangen hatte, und diesmal war auch ein ganz großer darunter, so groß, wie sie ihn noch niemals gehabt hatten. Als er gebraten war, nahm ihn der Prinz und brach ihn auseinander, damit er einen Teil äße und einen Teil das Kätzchen. Da machte es: Kling! kling, und ein goldener Ring fiel auf die Kieselsteine herab. „Da ist ja mein Ring," rief der Prinz erfreut, „Kätzchen, jetzt haben wir die längste Zeit selbstgefangene und selbstgebratene Fische gegessen!" Und damit rieb er den Ring zwischen den Fingern, und sogleich stand der große, schwarze Kerl vor ihm und sprach: „Was befiehlt mein Herr König?" — „Bring mir das verrostete Schloß hierher!" befahl der Prinz, und alsbald war der schwarze Kerl verschwunden, und es dauerte gar nicht lange, so legte er das verrostete Schloß vor ihm nieder. Jetzt schüttelte der Prinz auch das Schloß, und als die drei Riesen erschienen, sprach er zu den vieren: „Jetzt greift mir den bösen Zauberer und reißt ihn auseinander und legt in die vier Ecken der Welt je ein Stück von ihm." Das taten die Riesen und der schwarze Kerl, und als sie damit fertig waren, befahl ihnen der Prinz, daß sie das Schloß und die Prinzessin und ihn samt seinem Kätzchen wieder dahin brächten, wo sie es auf das Geheiß des alten Juden her genommen hatten. Die Riesen gehorchten, und über ein kleines Weilchen, so stand das prächtige Schloß wieder auf dem Berge, gerade gegenüber des Königs Haus. Dort lebte der Prinz mit der Königstochter und dem weißen Kätzchen noch lange Jahre in Glück und in Frieden, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

---

# Junker Prahlhans.

Ein König hatte einen jungen Edelknecht, den man Junker Prahlhans nannte, weil er immer viel versprach und wenig hielt. Es lebte aber auch am Hofe des Königs ein Spaßmacher, und dieser wollte den Prahlhans bessern. Das ging aber auf folgende Weise:

Eines Tages hätte der König gerne gebratene Vögel gegessen und sprach zum Junker: „Hans, geh hinaus in den Wald und schieße mir zehn Vögel für meinen Tisch." Der Junker aber sprach: „Nicht nur zehn, sondern hundert Vögel will ich dir schießen." „Gut," sprach der König; „wenn Du ein so guter Schütze bist, so bringst Du mir hundert; sollst für jeden einen Taler haben." Der alte Spaßmacher hörte das und ging dem Junker voraus in den Wald, wo die meisten Vögel waren, und rief ihnen und sprach:

Ihr Vöglein, flieget alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
Möcht' hundert Vögel schießen.

Als Junker Hans in den Wald kam, da konnte er keinen Voge erschauen; denn sie hatten sich alle in ihren Nestern versteckt. Und als er mit leeren Taschen zurück zum König kam, wurde er hundert Tage lang ins Gefängnis gesperrt, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Wie er wieder frei war, sagte eines Tages der König: „Ich möchte heute wohl fünf Fische auf meinen Tisch haben." Da gedachte Junker Hans an seine hundert Tage Gefängnis und tat seinem Mund ein wenig den Zaum an: „Ich will Dir fünfzig Fische fangen statt fünfen," sagte er zum König. Sprach der König: „Wenn du ein so guter Fischer bist, so fange mir fünfzig; sollst für jeden einen Dukaten haben." Da ging der Spaßmacher hinaus an den See, rief den Fischen und sprach:

Ihr Fischlein, schwimmet alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
Möcht' fünfzig Fische fangen.

Und als der Junker an den See kam, da konnte er kein Fischlein fangen. Sie waren alle ans andere Ufer hinüber geschwommen.

Und da er mit leeren Taschen heimkam, ließ ihn der König fünfzig Tage lang einsperren, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Und da die fünfzig Tage um waren, sprach der König: „Ich möchte wohl einen Hasen für meinen Tisch haben.“ Junker Hans gedachte seines Gefängnisses und sagte: „Herr, ich will dir wenigstens zehn Hasen bringen.“ Sprach der König: „Wenn du ein so guter Jäger bist, so jage mir zehn; sollst für jeden eine Dublone haben.“ Da ging der Spaßmacher hinaus in den Wald, rief die Hasen und sprach:

Ihr Häslein, springet alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
Möcht' zehen Hasen jagen.

Und als der Junker kam, konnte er den ganzen Tag keinen Hasen jagen. Der König aber ließ ihn wieder zehn Tage lang einsperren, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Und wie er wieder frei war, sprach der König: „Ich möchte wohl einen Hirsch für meinen Tisch haben.“ Der Junker gedachte seines Leidens, das seine Prahlerei ihm schon verursacht hatte, und sagte bescheidentlich: „Ich will hingehen und schauen, ob ich einen Hirsch erlegen kann.“ Und als er hinging, konnte er wirklich einen solchen schießen und brachte ihn mit Freuden dem König. Der lachte und sprach: „Schau, wenn man nichts Unmögliches verspricht, so ist das Worthalten leicht.“ Und der Spaßmacher lachte ins Fäustchen, denn der Junker war von jetzt an bescheiden.

---

## Der Schweinehirt.

Vor hundert Jahren war in einem großen Königreich ein kleiner Schweinehirt; der saß eines Mittags müd am Feld und sah in der Ferne die Pflüger sitzen beim Imbiß, wo sie fleißig löffelten und abschnitten und einschenkten, derweil er selbst einen gewaltigen Hunger empfand und doch vor Abend nichts kriegen sollte. Da sprach er zu sich selbst: „O daß ich doch ein Bauer wäre gleich diesen, wie zufrieden wollt' ich sein!“ Und siehe da! plötzlich, wie wenn er's nur so träumte,

war die ganze Gegend rings um ihn her verändert. Ein Baumgarten stand an der Stelle des gepflügten Feldes, der grenzte an einen stattlichen Bauernhof, und hier, mitten unter dem Hühner- und Taubenvolk, das im Hof herumspazierte, stand er selber, der arme Schweinejunge, als wohlhabender Bauer und war ganz in Gedanken versunken, weil er gerade den heutigen Ertrag seines gesamten Wiesen- und Ackerlandes noch einmal überschlug. Da ritt ein Kornhändler vor dem Hoftore vorüber, der weckte den Bauer aus seinen Gedanken auf; denn er hatte sich ein Räuschchen getrunken, war lustig und klimperte nur so mit der Geldkatze: „He Bäuerlein, wie teuer das Mäs?" Der Bauer antwortete: „Kann's nicht wohlfeiler geben, hab's Euch schon gesagt; wir gehen zu Grunde, wenn's nicht bald um das Halbe mehr gilt." Der Kornhändler aber strich sich höhnisch das dicke Bäuchlein, verbeugte sich mit Spott im Gesicht und ritt unter Singsang davon.

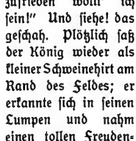
„O daß ich doch so ein Kornhändler wäre," seufzte der Bauer hinter ihm drein, „wie zufrieden wollt' ich sein!"

Da saß er plötzlich vor einem eigenen vollen Kornmagazin und riß sich die Haare vom Kopf und kratzte sich hinter den Ohren bis aufs Blut. Jetzt eben war der Krieg aufs höchste gestiegen, und das Heer litt Mangel. Dem Wucherer hatte das Korn noch nicht gegolten, was er verlangte, und gerade brach ein Rudel Soldaten mit Gewalt in das Magazin, trug Sack um Sack auf bereit stehende Wagen, gab dem Kornhändler bald Scheltworte, bald Püffe, und zog unter dem Befehl eines dickbäuchigen, rotbäckigen Obersten, der zu Pferd saß, jauchzend und hohnlachend davon. „O daß ich doch so ein Kriegsoberst wäre, wie zufrieden wollt' ich sein!" rief der Kornhändler.

Stracks stand er als Oberst vor einem Kriegsgerichte, wo der Minister des Königs ihm das Urteil lebenslänglicher Gefangenschaft sprach, weil er gewaltsam wider Recht und Billigkeit verfahren und dem eigenen Volke sein heiligstes Eigentum entrissen habe. Es half nichts, daß der Oberst einen außerordentlichen, aber im Felde verlorenen Befehl zur Rechtfertigung anführte und sich auf den schuldigen Gehorsam berief. Der Minister hieß ihn durch die Schergen abführen und blickte stolz auf den Verurteilten und die ganze tief untertänige Versammlung. „O daß ich doch so ein fürstlicher Minister wäre," rief der Oberst aus, „wie zufrieden wollt' ich sein!" Und alsbald

saß er in einer elenden Kutsche mit seiner weinenden Frau und ein paar schluchzenden Kindern und fuhr durch ein düsteres Tor, während faule Äpfel und Eier zum Fensterchen hereinflogen, daß er mit Not ihnen ausbeugen konnte. Jetzt trat ein Offizier an den Schlag, zuckte die Achseln und sagte: „Ja, Herr Minister, es sind freilich nur Lügen und Ränke, mit welchen seine Majestät der König zur Ungnade gereizt wurden, aber es ist gut, in möglichster Eile davon zu jagen und in den nächsten zwölf Jahren dieses Land nicht wieder zu betreten, da ja doch Eure Güter und Häuser nun eingezogen werden und alle Freundschaft verschwunden ist. Der König ..."

„O daß ich ein König wäre!" stöhnte der Minister, „dann erst wollt' ich zufrieden sein!" Aber schon lag er krank in einem königlichen Lehnsessel, den vier Heiducken mühsam eine verborgene Treppe hinunter zwängten. Der Krieg hatte fortgewährt, der König war selbst in das Feld gezogen, war krank geworden durch die ungewohnten Anstrengungen und sollte jetzt einem nächtlichen Überfall des Feindes entzogen werden, indem er auf keinem Bein zu stehen vermochte und fürchterliche Schmerzen litt von der Gicht. Da schrie er ganz überlaut: „O daß ich doch der armseligste Sauhirt meines Landes wäre, und nur gesund, nur gerettet aus dieser Leibesgefahr! Wie zufrieden wollt' ich sein!" Und siehe! das geschah. Plötzlich saß der König wieder als kleiner Schweinehirt am Rand des Feldes; er erkannte sich in seinen Lumpen und nahm einen tollen Freudensprung über die größte Sau hinweg, denn jetzt war er wirklich zufrieden.





# Die drei Burschen und der Riese.

Es waren einmal drei Burschen, die wollten unter die Soldaten gehen, und als sie schon eine ganze Weile marschiert waren, kamen sie in einen großen Wald, darin stand ein gewaltiges Haus, in welchem ein Riese wohnte. Sie fürchteten sich aber gar nicht vor dem Riesen, sondern gingen ruhig vorüber und grüßten ihn, und als sie an das Ende des Waldes kamen, begegnete ihnen der Hauptmann der Soldaten; zu dem sagten sie: „Nimm uns an, wir wollen Soldaten werden!" — „Ja," sagte der Hauptmann, „das will ich wohl; aber habt ihr auch Mut?" — „An Mut fehlt's uns nicht," sagte der erste. — „Nun so gehe denn hin und hole mir den Spiegel des Riesen." Da ging der erste Bursche fort und kam an das Riesenhaus, und wie er davor stand, sah die Mutter des Riesen zum Fenster hinaus, da fragte er sie, ob sie keine Arbeit habe. „Nein," sagte sie, „für dich keine," und da machte sie das Fenster zu. Der Bursche aber schlich sich sogleich ins Haus und versteckte sich im Ofen. Und als es nun Nacht war, kroch er heraus, nahm dem Riesen seinen Spiegel weg und brachte ihn dem Hauptmann; der freute sich sehr und zog ihm sogleich den bunten Rock an, und da ward er Soldat. Nun sagte der Hauptmann zum zweiten: „Hast du auch Mut, so kannst du auch Soldat werden." Antwortete der zweite: „Mut habe ich schon, ich will dem Riesen das Laken unter dem Leibe fortnehmen." — „Ja," sagte der Hauptmann, „wenn du das kannst, sollst du sogleich Unteroffizier werden." Da ging der zweite auch fort, und als er an das Riesenhaus kam, lag wieder des Riesen Mutter im Fenster. Die fragte er, ob sie keine Arbeit hätte. „Keine für dich," sagte die Alte und machte das Fenster zu. Da schlich er sich sogleich ins Haus und versteckte sich im Ofen. Und als es Nacht war, kroch er hervor, ging hin an das Bett des Riesen und zog ihm das Laken unter dem Leibe weg, bis auf den letzten Zipfel, den konnte er nicht hervorziehen, denn auf dem lagen die Beine des Riesen, und auf denen lagen noch ein paar große Bernsteine. Da nahm er die Bernsteine leise herunter, zog das Laken hervor und brachte es dem Hauptmann. Da ward er sogleich Unteroffizier, und sie zogen ihm einen noch schöneren bunten Rock an, als

dem ersten. Nun sagte der Hauptmann zum dritten: „Wenn du hingehst und mir den Riesen selber bringst, so sollst du gleich an meine Stelle kommen." — „Ja," sagte der dritte, „dann muß ich aber auch ein großes Haus haben mit acht Zimmern und acht Tischen." — Ja, sagte der Hauptmann, das sollte er haben, und da ging der dritte auch weg. Als er nun zum Riesenhause kam, lag der Riese selber im Fenster und rief hinunter: „Erdwürmchen, ich werde dich bald fressen!" — „Nun, nun," sagte der dritte, „mach mir nur nicht bang," ging hinein ins Haus, bot dem Riesen die Zeit und fragte ihn, ob er sich nicht wolle einen Sarg machen lassen. „Wozu doch?" fragte der Riese, „ich bin ja noch frisch und gesund?" — „I nun," sagte der Bursche, „wenn du einmal stirbst, so hast du doch gleich einen Sarg und kannst dich darin ehrlich und anständig begraben lassen." Das gefiel dem Riesen, und er sagte zum Burschen, er sollt's nur machen; darauf hieben sie einen großen Lindenbaum um, der draußen vorm Hause stand, und der Bursche machte sich sogleich an die Arbeit. Als er damit fertig war, sagte er zum Riesen: „Leg dich doch einmal hinein, damit ich sehe, ob's auch die richtige Länge hat." Da kam der Riese und legte sich hinein, aber kaum war er drin, so klappte der Bursche den Deckel zu, schlug ihn mit ein paar gewaltigen Nägeln fest, nahm den Sarg auf den Rücken und ging davon. Wie er nun zum Hauptmann kam, wollte der's nicht recht glauben, daß er den Riesen habe. Da machte er sogleich den Deckel auf, und der Riese wollte herausspringen; aber der Bursche packte schnell zu, und der Riese war jetzt so zahm geworden, daß er himmelhoch bat, sie möchten ihn doch nur laufen lassen, er wolle ja keinem etwas zu leide tun. Da kam denn der dritte Bursche an des Hauptmanns Stelle und bekam ein Haus mit acht Zimmern und acht Tischen und lebte darin zufrieden und glücklich bis an sein Lebensende.

---



# Wie der Teufel das Geigenspiel lernte.

Ein Soldat, der nach zurückgelegter Dienstzeit von seinem Regimente entlassen war, kehrte auf seiner Heimreise spät abends ganz ermüdet in einem Wirtshause ein und bat um Herberge. Der Wirt entgegnete, daß er ihm diese Bitte auch bei dem besten Willen nicht gewähren könne. Alle Zimmer seien besetzt, und es sei unmöglich auch nur eine einzige Person noch unterzubringen. Der Soldat überzeugte sich alsbald davon, daß der Wirt die Wahrheit gesprochen habe, sagte aber auch: „Weiter kann ich nun einmal heute nicht. Ist denn gar kein Rat zu schaffen, Herr Wirt?" — „Ja," sagte der Wirt, „wenn du den Mut dazu hast, da unten in dem schönen Schlosse zu schlafen. Essen und Trinken kannst du bei mir so viel bekommen wie du willst, aber ich muß dir nur sagen, daß mehr als einer hinuntergegangen, jedoch keiner wiedergekommen ist. Dies Schloß mit einem herrlichen Rittergute gehörte einem meiner Verwandten, der es aus Bosheit dem Teufel verschrieben hat. Dieser treibt nun da unten, hauptsächlich des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr sein Wesen, und weder ich noch andere, die es versucht haben, können sich dort aufhalten. Hast du aber Mut dazubleiben, und gelingt es dir, den Bösewicht zu vertreiben,

so sollst du die Wahl unter meinen drei Töchtern haben und das Schloß und Rittergut dazu." — „Will's versuchen," sagte der Soldat, aß und trank sich erst satt, nahm dann zwei gut geladene Pistolen, schnallte sich einen großen Säbel um und wanderte mit zwei Wachskerzen hinab ins Schloß. Hier suchte er sich das beste Zimmer aus, in dem ein prächtiges Bett, Sofa, Tische und Stühle vom feinsten Holze und blank poliert standen, und da ließ er sich nieder. Darauf sah er sich auch noch anderweitig im Schlosse um und fand auch eine vollständig eingerichtete Schreinerwerkstatt mit einer Hobelbank und allem dazu gehörigen Gerät. Auch waren viele Schlosserwerkzeuge darin, wie Feilen, Schraubstöcke und anderes der Art. Als er sich darauf im Schlosse umgesehen hatte, kehrte er wieder auf sein Zimmer zurück, und da ihm die Zeit lang wurde, nahm er eine Geige, die neben der Wanduhr hing, herunter und fing an zu spielen, nachdem er den blanken Säbel und die geladenen Pistolen auf den Tisch nebe die Wachskerzen gelegt hatte. Kaum aber hatte die Glocke elf geschlagen, als über ihm auf dem Boden ein solches Getöse entstand, daß das ganze Schloß erbebte. Er horchte einen Augenblick auf, ließ sich aber nicht weiter stören und spielte wacker seine Violine. Das Getöse aber kam immer näher und näher, und mit einem Male ward die Tür sperrangelweit aufgerissen, und der Teufel mit Pferdefuß und Bockshörnern stand vor ihm und schnaubte ihn an, was er hier mache. „Ich übernachte hier," sagte lachend der Soldat, „das siehst du ja wohl." — „Aber das ist hier mein Eigentum," schnaubte der Böse weiter, „und ich werde dir den Hals brechen." — „Nun, nun, so rasch ist das auch nicht getan," sagte der Soldat, „und wenn es dein Eigentum ist, so ist's mir auch gleichgültig. Mein Schlafgeld bezahle ich dem Wirt. Der hat mich hier angewiesen. Und willst du dir's von dem holen, so ist dir das unbenommen." Diese Unerschrockenheit gefiel dem Teufel so sehr, daß sich sein Zorn nicht nur ganz legte, sondern daß er den Soldaten sogar bat, er möge doch noch einige seiner lustigen Stücke spielen, die er vorher schon gehört. „Das kann wohl geschehen," sagte der Soldat, „hast du aber solch Vergnügen am Spiel, so gib genau Acht, wie ich's mache. Dann lernst du's auch und kannst dir nachher selber was vorspielen."

Nachdem er ihm darauf eins seiner besten Stücke vorgespielt, gab

er ihm die Geige in die Hand und sagte: „Nun mach's nach!" Der Teufel nahm die Geige, war aber so ungeschickt, daß er bei jedem Griff eine Saite zerdrückte. Da rief der Soldat: „Halt, so grausam darfst du nicht drücken. Da lernst du's im Leben nicht." Der Teufel aber sagte: „Ich drücke ja gar nicht, sieh doch nur her. Ich fühle ja kaum etwas unter den Fingern." — „Das ist's eben," sagte der Soldat, „du hast ja Schwielen unter deinen Krallen, so dick wie ein Bret, damit sollst du wohl etwas fühlen! Doch weil ich sehe, daß du wirklich Lust hast, das Geigenspiel zu lernen, so will ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen und dich tüchtig dazu vorbereiten. Komm mit in die Schreinerei, da sind Raspeln und Feilen, mit denen ich dir die Schwielen etwas von den Fingern nehmen kann. Dann fühlst du die Saiten und magst wohl noch ein tüchtiger Spielmann werden." Darüber war der Teufel ungemein erfreut, und sogleich gingen sie in die Schreinerei, wo der Soldat eine kleine Feile nahm und an den Schwielen etwas zu feilen begann. Bald aber sagte er zum Teufel: „So geht's nicht recht, so haben die Finger keinen rechten Halt, und wenn ich mit der Feile darauf drücke, geben sie immer nach. Du mußt sie hin in den Schraubstock stecken; zunächst die beiden Zeigefinger, auf die kommt es beim Spiel am meisten an." Auch das tat der Teufel gern, und der Soldat schraubte nun zu. Und wie er erst merkte, daß sie fest saßen, da drehte er aus Leibeskräften, daß der Teufel laut aufbrüllte vor Schmerz und rief: „Schraub los, schraub los, ich habe mich anders besonnen, das Geigenspiel ist mir leid, will's gar nicht lernen." Aber je mehr er schrie, je fester schraubte der Soldat zu und sagte endlich: „Du Bösewicht! Nun und nimmer sollst du hier wieder loskommen. Dies Schloß mit allem, was dazu gehört, besitzest du mit Unrecht, und ehe du es nicht gutwillig wiedergibst, lasse ich dich nicht frei!" Da schrie und heulte der Teufel ganz jämmerlich, versprach Besserung, schenkte dem Soldaten das Schloß samt allem, was dazu gehörte, und versprach sich auch in Zukunft so wenig als möglich auf der Erde sehen zu lassen und auch nur dann, wenn er gerufen werde. Da erbarmte sich der Soldat endlich seiner und schraubte los. Fort war er und hat sich nie wieder im Schlosse sehen lassen. Der Soldat aber heiratete des Wirtes jüngste Tochter, und sie lebten noch lange vergnügt in dem Schlosse.

---

## Hans und der Teufel.

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, von denen der jüngste Hans hieß. Eines Tages befahl er dem ältesten eine Eiche zu fällen, die auf einem hohen Berge stand. Als dieser sich deshalb die Hacke schliff, sagte Hans zu ihm: „Schleif nur zu, daß du dich in den Fuß hackst." Und wirklich kehrte er, ohne die Eiche gefällt zu haben, mit einer Wunde am Fuße zurück. Am nächsten Tage sollte der mittlere die Eiche fällen, allein auch er konnte es nicht und kam, wie es ihm Hans vorausgesagt hatte, mit einer Wunde an der Hand zurück. Endlich sollte Hans die Eiche fällen gehen. Und wie sehr ihn seine Brüder auch auslachten, er nahm eine Hacke aus Holz mit. Damit schlug er mehrmals kräftig an die Eiche. Da gab sie einen schrillen Ton von sich und zerriß von unten nach oben. Aus dem Risse aber sprang ein schwarzer Teufel heraus. Bei jener Eiche nämlich war der Eingang zur Hölle. Grinsend fragte er Hans, was er suche. Kaum aber hatte er vernommen, daß Hans den Baum umhauen wolle, so bat er dringend, das nicht zu tun. Hans verstand sich auch dazu, doch nur unter der Bedingung, daß ihm all das Gold gegeben werde, das in der Hölle geborgen liege. Der Teufel ging auf die Bedingung ein, und alsbald erschienen mehrere Teufel und rollten ein Faß nach dem andern aus der Eiche heraus.

Nun wollte Hans Pferde herbeiholen, um das Gold fortzuführen, hatte aber niemanden, der es ihm inzwischen bewacht hätte. Als er mit sich beriet, was er tun solle, da trat ein Teufel zu ihm heran. Dem war es sehr leid, daß all die Schätze nun Hans gehören sollten. Und er sprach: „Da liegt nun das schöne Gold, und du kannst nichts damit anfangen. Mir scheint, wir haben dir zu viel gegeben. Weißt du was, wir wollen miteinander um die Wette laufen, und wer gewinnt, dem soll das Geld gehören."

Zufällig sah Hans in diesem Augenblicke einen Hasen, der in der Nähe lag. Daher sagte er zum Teufel: „Wenn ich dir raten soll, so versuch's lieber mit meinem kleinen Söhnlein. Das ist nicht halb so schnell, wie ich, vielleicht gewinnst du dann eher. Dort liegt der Junge. Weck ihn aber behutsam, denn er schläft nur leise."

Allein kaum war der Teufel bei ihm angelangt, so sprang der Hase auf und lief über Berg und Tal, sodaß ihn der Teufel nicht einholen konnte. Keuchend kehrte er zu Hans zurück und dachte bei sich: „Hast du gegen das Söhnlein die Wette verloren, wirst du gegen den Vater erst recht verlieren.“ Hans aber lachte ihn aus und rief: „Ei, ei, du bist nun so alt und kannst noch nicht mal laufen!“ Da brummte der Teufel vor Ärger und lief in die Hölle. Es dauerte nicht lange, so war ein anderer Teufel da, der sah ganz zornig aus, denn er ärgerte sich, daß der erste Teufel besiegt war. „Jetzt mußt du mit mir um die Wette ringen,“ sagte er. „Wer gewinnt, dem soll das Geld gehören.“

Hans aber hatte eben einen Bären gesehen, der unter einem Baume schlief. Daher sagte er zum Teufel: „Wenn ich dir raten soll, so versuch's lieber mit meinem Knecht. Der ist nicht halb so stark wie ich. Dort liegt er. Nimm dir einen Knittel und weck ihn auf. Denn er schläft sehr fest.“ Der Teufel ging nun zum Bären hin und versetzte ihm ein paar derbe Schläge. Der Bär aber wurde zornig, erhob seine Tatze und schlug den Teufel mit einem Schlage zu Boden, daß ihm grün und gelb vor den Augen ward. Das war ein schöner Schrecken! Spornstreichs rannte der Teufel in die Hölle und dachte: „Wenn der Knecht schon so stark ist, dann magst du mit dem Herrn gleich garnichts zu tun haben. Wie wird der erst mit dir umgehen!“ Hans aber lachte hinter ihm her und rief: „Ei, ei, ihr elenden Kerle! Laufen könnt ihr nicht, aber ringen noch viel weniger!“ Und so hatte er auch diese Wette gewonnen.

Jetzt aber kam ein dritter Teufel daher, der sah noch viel zorniger aus, als der vorige, und in der Hand trug er den mächtigen eisernen Riegel, womit die Höllentür verschlossen wird. „Nun sollst du zeigen, was du kannst!“ schrie er. „Wir wollen um die Wette werfen!“ Und dann warf er den Riegel so hoch, daß man ihn nicht mehr sehen konnte, und es dauerte lange, bis er wieder herunterfiel. Währenddem ging gerade der Mond auf. Hans guckte an den Himmel und deutete auf den Mann im Monde und sagte: „Aha! das ist unser Nagelschmied. Der braucht gewiß Eisen. Wart, ich will ihm den Riegel hinaufwerfen.“

Als der Teufel das hörte, riß er ihm den Riegel voll Entsetzen aus der Hand. „Du Sappermentskerl! Womit soll ich denn da die

Hölle zuschließen, wenn du den Riegel in den Mond wirfst?" Und er lief, so schnell er nur konnte, in die Hölle.

Und nun kam kein Teufel wieder. Sie hatten alle große Furcht vor dem starken Hans. Der aber konnte nun unbesorgt nach Hause gehen, um seine Pferde zu holen.

---

## Wie der Teufel auf der Flöte blies.

Dem Teufel war einmal in der Hölle die Zeit lang, und er wollte eine Lustfahrt auf die Erde machen. Damit er aber nicht allein sei — denn er liebt die Gesellschaft sehr — so nahm er sein jüngstes Söhnchen mit, ein kleines, schwarzes, neugieriges Nestquackelchen. Sie fuhren durch eine Felsenhöhle heraus und kamen in einen Wald. Da gefiel es dem kleinen Teufelchen gar nicht übel, es sprang herum, kletterte auf die Bäume, hing sich an sein Schwänzchen, wie die Meerkatzen tun, und trieb allerlei närrisches Zeug. Sie kamen unter eine große Eiche, wo ein Mann in grünem Rock und grüner Mütze lag und schlief. Neben ihm hing eine Tasche am Baum, daraus guckte allerlei Getier, Hasen, Schnepfen und wilde Enten, und neben der Tasche stand ein Gewehr. Das Teufelchen lief hinzu und beschaute alles recht genau, nahm das Gewehr und fragte seinen Vater, was für ein Ding das sei. Der alte Teufel legte die Stirn in Falten und sprach: „Das ist eine Flöte, mein Sohn; wenn die Menschen darauf spielen, dann läuft das wilde Getier zu ihnen, und sie brauchen es nur zu fangen." „Das muß ich sehen," rief das Teufelchen, „und du sollst mir eins aufspielen." „Dazu gehören ihrer zwei, mein Sohn; einer, der bläst, und der andere, der fingert." „Dann blase du, und ich will fingern," sprach der Nestquackel, und der Alte mußte das Rohr an den Mund legen, er mochte wollen oder nicht. Denn er hatte den kleinen Kerl sehr verzogen. Der Alte blies, und der Nestquackel fingerte und fingerte, aber es wollte kein Ton kommen.

„Du mußt auf die Klappen drücken, dummer Junge," rief der Alte. Das Teufelchen drückte auf den Hahn, da tat es einen Schlag, daß der Alte zu Boden stürzte, denn die ganze Ladung Schrot war ihm in den Hals gefahren. Der Junge aber lief weg vor Schrecken,

und der Alte, der sich bald wieder erholte, lief seinem Buben nach, denn der Mann war von dem Knall des Gewehres aufgewacht.

„Das war kein schöner Ton!" sprach der Nestquackel. „Du hast auf die unrechte Klappe gedrückt," sagte der Alte, „und die Flöte war staubig, da ist mir all der Staub in den Hals gefahren."

---

## Die beiden Fleischhauer in der Hölle.

Es waren einmal zwei Brüder, beide Fleischhauer, der eine reich, der andere arm, der reiche bösartig, der arme gutmütig. Weil aber der Arme nicht selbst schlachten konnte, so half er seinem Bruder und empfing dafür immer einen kleinen Lohn. Einmal hatte der Reiche wieder geschlachtet und zwar sehr viel, und der arme Bruder hatte sich müde gearbeitet; doch der Reiche gab ihm wieder nur eine kleine Wurst. „Gib mir noch ein Würstchen, ich habe es wohl verdient!" sprach der Arme. „Nu so nimm," rief der Reiche unwillig und warf ihm eins hin, „und geh damit zum Teufel!" Der Arme ging ruhig nach Hause und schlief bis zum andern Morgen, dann briet er eine Wurst, um sie auf den Weg zu nehmen, hing die andere an einen Stab, so wie es die Zigeuner machen, wenn sie sich vom Markte Fleisch holen, nahm diesen auf den Rücken und ging geradeswegs zum Teufel. Aber weil die Hölle, wie ihr euch denken könnt, sehr weit ist, so langte er erst am andern Morgen an; die Teufel waren gerade zur Arbeit ins Holz gefahren, nur die Teufelsgroßmutter war zu Hause geblieben, und diese schaute eben zum Fenster heraus. Da grüßte der Fleischhauer freundlich: „Guten Morgen, alte Großmutter, na wie geht es euch noch?" „Gut, mein Sohn, aber was hat denn dich hergeführt? Sonst kommt kein Menschenkind aus freien Stücken hierher!" „Auch ich wäre nicht gekommen," sprach der Fleischhauer, „allein mein Bruder schickte mich mit dieser Wurst!" Damit langte er mit seinem Stabe hin, und die Teufelsgroßmutter nahm die Wurst zum Fenster herein und dankte dafür und rief ihn herein in die Hölle. „O wie gerne," sprach der Arme, „will ich das tun; bei eurem großen Feuer kann ich mich und meine Wurst erwärmen, denn hier draußen ist es verteufelt kalt!"



Die Teufelsgroßmutter tat ihm alles Mögliche zu Gefallen, und gegen Abend verbarg sie ihn unters Bett, damit die hungrigen Teufel, wenn sie heimkamen, ihn nicht finden sollten. Bald kamen diese und schrieen: „Essen her, Essen her! o weh, o welche Pein ist doch der Hunger! — Ha, hier riecht es nach Menschenfleisch, nicht?" Da schnupperten alle im Zimmer herum. Die alte Großmutter beschwichtigte sie aber gleich, denn sie stellte die dampfende Schüssel auf den Tisch und sagte, es sei wohl ein Mensch dagewesen, allein der sei entwischt, davon rieche es noch. Damit waren sie zufrieden. Sie aßen sich nun satt, wälzten sich darauf nach ihren Betten und schliefen bis an den Morgen und fuhren dann wieder ins Holz. Jetzt rief die alte Großmutter den Fleischhauer unterm Bett hervor und sprach: „Nun kannst du unbesorgt nach Hause gehen!" Da nahm sie ein Haar, das in der Nacht von einem der Teufel auf das Polster gefallen war, schenkte es ihrem Gast und sprach: „Wenn

du zu Hause bist, wirst du erst sehen, was für einen Schatz du daran hast!" Der Fleischhauer dankte für die freundliche Aufnahme und das Geschenkte, sagte in seiner Gutmütigkeit noch zur guten Letzt: „Gott segne dich, alte Großmutter!" und zog dann heim. Als er zu Hause anlangte, wurde das Haar plötzlich so groß wie ein Heubaum und war von purem Golde. Dadurch wurde er ein reicher Mann, viel, viel reicher als sein Bruder, schlachtete von nun an für sich und hielt noch viele Gesellen.

Da wurde sein Bruder neidisch und konnte es nicht länger verwinden, daß er ärmer sein sollte; er hatte aber erfahren, wie sein Bruder reich geworden. Da nahm er eines Tages eine große, große Wurst und zog damit in die Hölle; er langte auch erst am andern Morgen an und sah die Teufelsgroßmutter im Fenster. „Was machst du denn hier, du alte Hexe?" rief er spöttisch, ohne ihr einen guten Morgen zu bieten. „Ich warte auf deine Wurst, her damit!" „Daran wirst du deine grünen Wackelzähne nicht wetzen, die bringe ich für die Teufel, und ich will dafür einen goldenen Heubaum." „Gut denn, so komme herein und warte hier; auf den Abend kommen die Teufel aus dem Holz nach Hause." Der Fleischhauer ging hinein und setzte sich auf einen Stuhl hinter die Türe. Als am Abend die Teufel wieder hungrig nach Hause kamen, schrieen sie: „Essen her, Essen her, o weh, welch eine Pein ist doch der Hunger!" Bald aber witterten sie den Fremden und riefen: „Es riecht nach Menschenfleisch!" „Hinter der Tür ist der Braten!" sprach die Teufelsgroßmutter. Da fielen die hungrigen Teufel über den Fleischhauer her und zerrissen ihn auf einmal in tausend Stücke.

---

## Der kleine Schneider.

Es war einmal ein armer Tagelöhner, der sich mit seiner Frau und seinen drei Kindern nur kümmerlich durchbrachte. Als der älteste Sohn vierzehn Jahre alt war, kam er zu einem Schlosser in die Lehre, ebenso der zweitälteste. Als aber an den jüngsten, namens Hans, die Reihe kam, war er noch viel zu schwach, um in die Lehre zu gehen und mußte also einstweilen seines Vaters Gänse hüten.

Eines Tages kam ein altes Weib zu den Tagelöhnersleuten, mit welchen sie bekannt war. Dieses Weib stand im Rufe einer Zauberin, und die Mutter fragte sie deshalb, was sie mit dem kleinen Hansl anfangen sollten. Die Alte sagte: „Ei was, laßt ihn Schneider werden, das ist ein Handwerk, was einen goldenen Boden hat. Und wißt ihr was, da habt ihr einen kleinen Fingerhut, den gebt dem Hans. So, und jetzt b'hüt euch Gott." Mit diesen Worten gab sie der Mutter einen kleinen Fingerhut, und diese gab ihn dem Hans, der gerade vom Gänsehüten heimkehrte. Er bedankte sich bei der alten Frau, und die freute sich so über den großen Dank, daß sie ihm auch eine Schere gab. Dabei befahl sie ihm, nie mit einer anderen Schere oder einem andern Fingerhut zu arbeiten, als mit dem ihrigen.

Schon in der nächsten Woche kam Hans zu einem Schneider im Dorfe. Weil er den bezauberten Fingerhut hatte, so konnte er das Nähen bald besser, als es je ein Schneider gekonnt hatte. Jetzt sollte er auch das Zuschneiden lernen; das ging nun mit seiner Schere auch recht gut, und darum ward er von seinem Lehrherrn freigesprochen.

Er kam in die nächste Stadt, wo ihn aber niemand aufnehmen wollte, denn er war so klein wie ein sechsjähriger Knabe. Endlich fand er bei einer Schneiderswitwe Arbeit. Die machte ihn bald wegen seiner Geschicklichkeit zum Werkführer über ihre zehn Gesellen. Diese wollten schier vor lauter Neid zerplatzen, denn sie waren viel älter und schon lange bei der Witwe im Dienste. Sie sprachen also zu einander: „Wir müssen diesem Gelbschnabel einen Possen spielen, denn das leiden wir nicht, daß der kleine Sterzel unser Altgeselle ist."

Sie hatten bemerkt, daß Hans nie mit einer anderen Schere als der seinigen schnitt, und sie nahmen sich deshalb vor, ihm diese zu entwenden und selbst zu benutzen. Gedacht, getan. Einer der Gesellen nahm ihm eines Tages die Schere und schnitt damit einen Rock zu. Er spürte bald, wie die Schere von selbst fort und fort zuschnitt und seine Hand nachzog. Aber o Schrecken! Als er den Rock entfaltete, war es ein Rock für einen Buckligen, und der eine Ärmel war um eine halbe Elle länger als der andere. Fluchend und scheltend warf er die Schere weg und verabredete sich mit seinen Kameraden, den Hans wegen Hexerei zu verklagen. Hans aber witterte das und entfloh.

Als er schon ein paar Tagereisen zurückgelegt hatte, kam er in eine Stadt, in der alle Leute in Mehlsäcke gekleidet waren. Er trat unter das Stadttor und wurde von einem Paare solcher in rote Mehlsäcke gekleideter Männer gepackt und in ein Haus vor eine Versammlung von Männern geschleppt, die in schwarze Mehlsäcke gekleidet waren. Einer von denen schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alles krachte und schrie: „In welcher Kleidung kommst du in diese Stadt und wer bist du?" Hans sagte: „Ich bin ein Schneider; und was meine Kleidung betrifft, so ist sie nach der neuesten Mode." „Ha, Unglücklicher," schrie der Richter — denn ein solcher war es — „weißt du denn nicht, daß jeder, der diese Stadt betritt, einen Sack anhaben muß und daß du wegen Übertretung dieses Gesetzes hundert Stockstreiche kriegst? Und weißt du nicht, daß jeder Schneider, der diese Stadt betritt, um die Königstochter mit einem Riesen kämpfen muß?" „Ja, wie soll ich denn das wissen?" sagte Hans verblüfft. „Unwissenheit entschuldigt nicht," entgegnete der Richter. „Du mußt mit dem Riesen kämpfen, die Prügel aber werden dir erlassen, denn du wirst ohnehin im Kampfe mit dem Riesen dein Ende finden." „Auch gut," dachte Hans, „wieder etwas erspart."

Jetzt wurde er von zwei Soldaten ins Gefängnis geführt, wo er bis zum nächsten Tag bleiben sollte. Der Gefangenwärter fühlte Erbarmen mit dem kleinen Schneiderlein und blieb bei ihm die ganze Nacht auf, indem er mit ihm plauderte. „He," fragte Hans, „jetzt sagt mir einmal, warum geht ihr denn in Säcken herum und warum sind denn die Schneider bei euch so verhaßt? Ich begreife gar nicht, was es für ein Verbrechen ist, das ehrsame Schneiderhandwerk zu betreiben."

„Nun," sagte der Gefangenwärter, „ich will's dir gleich erzählen. Unsere frühere Königin war sehr eitel, und ihre Eitelkeit ging so weit, daß sie alle Tage sieben neue Kleider anzog. Obwohl das schrecklich viel Geld kostete, hätte es doch nichts gemacht, wenn nicht der Luxus auf die Tochter der Königin übergegangen wäre. Diese trieb es aber noch viel ärger, als ihre Mutter, denn sie tat den ganzen Tag nichts als Kleider an- und ausziehen. Da riß dem Könige die Geduld. Er jagte die Königin davon, sperrte die Tochter in einen Turm und ließ sie von einem Riesen bewachen. Dann gab er das Gesetz, daß



alle Bewohner Säcke tragen sollten, und vertrieb die Schneider als die Urheber seines Unglücks aus seinem Reiche und verbot ihnen, je wieder zu kommen."

Am andern Morgen, schon in aller Frühe, ging Hans von Häschern und Soldaten begleitet zum Walde. Als sie so nahe gekommen waren, daß sie den Riesen schnarchen hörten, verließen die Häscher den Hans und sagten ihm, er solle nur gerade fortgehen. Auf einmal stand das alte Weib, das ihm Fingerhut und Schere gegeben, vor ihm und sagte: „Da hast du einen Igel und einen Vogel, gib acht auf beide, du wirst sie alle zwei noch recht gut brauchen." Sie sprach es und verschwand. Hans ging indessen weiter, bis er plötzlich des Riesen Stimme hörte und dessen greuliche Gestalt hinter einem Baume hervortreten sah. „Du kleiner, elender Knirps, du willst dich mit mir messen? Nun gut, sieh einmal, wer die Kugel weiter schieben kann, ich oder du, hier ist eine Kegelbahn." Und er nahm eine Kugel aus dem Sacke und schob sie weit, weit fort. Hans aber ließ seinen Igel laufen, und der ließ nicht eher nach, bis er vor des Riesen Kugel war. Ärgerlich rief er: „Nun ja, das hättest du gewonnen, jetzt

komm hieher. Siehst du, dieser Turm da hat fünfzehn Stockwerke, und an das letzte treffe ich." Er warf aber seinen Stein nur in das zwölfte Stockwerk. „So, nun wirf du auch!" Hans ließ seinen Vogel auffliegen, und dieser flog weit über den Turm hinweg. „Das hättest du auch gewonnen, jetzt gilt's nur, wer höher springt," sagte der Riese und sprang über eine Eiche. „So," sagte Hans, „jetzt sei so gut und biege mir diese Pappel um, damit ich sie messe." Der Riese bog sie um, und Hans hielt sich an ihrem Gipfel fest. „Kannst schon auslassen," rief er dem Riesen zu. „Ich weiß schon, wie lang sie ist." Der Riese ließ los, und Hans flog von der Pappel emporgeschnellt über einige Bäume, die höher waren, als die Eiche, über die der Riese gesprungen war. Da rief der Riese: „Du hast dir das Leben gerettet und noch dazu die Königstochter gewonnen!" Dann hob er Hansen in die Höhe, sodaß er im dritten Stockwerk durch ein Fenster die Königstochter erblicken konnte. Er spazierte auch gleich durch das Fenster hinein.

Alsdann gingen beide, Hans und die Königstochter, zum Könige und erzählten ihm, daß der Riese überwältigt worden sei. Der König trat an Hans das Königreich ab, und Hans lebte mit seiner Frau noch lange Jahre.

Aber was hat der neue König mit den Wunderdingen getan? Mit der Schere hat er aus bösen Menschen gute geschnitten, und mit dem Fingerhute hat er seinen Soldaten die abgehauenen Köpfe, Arme und Füße wieder angenäht, und alle waren dann wieder so frisch und gesund wie vorher. Und wer's nicht glauben will, kann's bleiben lassen.

---

## Mein Ohm.

Es war einmal ein Bauer, der bei einem Herrn diente. Weil er aber reicher war, als die andern, so verklagten sie ihn bei dem Herrn, daß er hexen könne. Da ließ ihn der Herr zu sich kommen und sprach: „Hör, Bauer, kannst du hexen?" „Beileibe," antwortete der Bauer, „wie sollt' ich wohl hexen können?" „Je nun," sagte der Herr, „ich will's doch mal auf eine Probe ankommen lassen. Du

sollst mir morgen ein ganzes Haferfeld abmähen, und bis zum Abend mußt du fertig sein. Wenn du das nicht kannst, wirst du vom Hofe gejagt."

Der Bauer ging am andern Morgen aufs Feld und fing an zu mähen. Auf einmal trat ein kleines Männchen an ihn heran, grüßte ihn freundlich und sagte: „Du siehst ja so betrübt aus? Was fehlt dir denn?" „Ach," sagte der Bauer, „ich soll an einem Tage das ganze Feld abmähen. Wie kann ich das zuwege bringen?" Das Männchen lachte: „Geh nur ohne Sorge nach Haus, das Feld wird schon abgemäht werden. Und wenn du mich noch einmal brauchst, dann rufe nur: Mein Ohm! Denn so mußt du mich nennen." Der Bauer bedankte sich schön und ging wohlgemut heim. Des Abends aber war das ganze Feld abgemäht, und der Bauer eilte, es seinem Herrn zu melden.

Der Herr sah ihn ganz verwundert an und wußte nicht, was er sagen sollte. Dann aber sprach er: „Ich will dir noch eine zweite Aufgabe stellen. Alles, was du heute gemäht hast, sollst du morgen einfahren, und bis zum Abend mußt du fertig sein. Wenn du das nicht kannst, so wirst du vom Hofe gejagt."

Wie der Morgen kam, ging der Bauer wieder aufs Feld und rief: „Mein Ohm!" Sogleich erschien das kleine Männchen wieder, und der Bauer klagte ihm sein Leid, daß er an einem Tage allen Hafer einfahren müsse. Da erwiderte das Männchen: „Geh zu deinem Herrn und bitte dir ein Bund Hafer aus, weil deine Pferde nichts mehr zu fressen hätten." Der Bauer ging hin und bat seinen Herrn, und dieser erlaubte es ihm gerne.

Als der Bauer zum Felde zurückkehrte, sprach das kleine Männchen: „Jetzt hol mir alle Stricke, die im Dorfe sind, und knote sie zu einem einzigen großen Strick zusammen." Der Bauer ging ins Dorf und kriegte bald ein ganzes Fuder Stricke, daraus machte er einen einzigen Strick, lud ihn auf einen Wagen und fuhr damit aufs Feld.

Nun mußte der Bauer das eine Ende des Strickes anfassen, das kleine Männchen ergriff das andere, und der eine ging links um den abgemähten Hafer, der andere rechts herum, und als sie zuletzt aufeinandertrafen, da zogen sie alles, was auf dem Felde lag, mit dem Strick zusammen, daß es einen großmächtigen Haufen gab. Den

nahm das kleine Männchen auf den Rücken und trug ihn dem Bauern ins Haus. Als das geschehen war, ging der Bauer auf den Hof und sagte: „So, Herr, das Feld ist leer.“ „Aber du hast ja hier noch gar nichts eingefahren,“ sprach der Herr. Ja, sagte der Bauer, er hätte ihm ja ein Bund Hafer erlaubt, das hätte er in sein Haus getragen, und da sei nun nichts übrig geblieben.

Da war der Herr wieder ganz verwundert und sprach: „Nun, da du so stark bist, so sollst du mir morgen den größten Baum bringen, den ich im Walde habe. Wenn du das nicht kannst, wirst du vom Hofe gejagt.“

Am andern Morgen ging der Bauer in den Wald und rief: „Mein Ohm!“ Da kam das kleine Männchen wieder herbei, und der Bauer klagte ihm seine Not, daß er seinem Herrn den größten Baum bringen solle, den er im Walde habe. „Keine Angst!“ sagte das Männchen, „das läßt sich schon machen!“

Sie suchten sich den größten Baum aus, und wuppdich! riß ihn das kleine Männchen aus der Erde. „Aber wie bringen wir ihn auf den Hof?“ fragte der Bauer. „Wart nur ein bißchen,“ sprach das Männchen, „es kommt gleich ein Fuhrwerk.“

Und es dauerte nicht lange, so kamen da drei große schwarze Hengste mit einem Wagen, woran noch ein zweites Geschirr angebunden war. Da warf das Männchen den Baum auf den Wagen, und sie fuhren damit nach dem Hofe vor das Herrenhaus. Da fragte das Männchen: „Soll ich nun den Baum oben aufs Haus werfen?“ „Nein,“ sagte der Bauer, „laß ihn lieber unten.“ Indem kam der Herr heraus und besah sich die Hengste. „Das sind ja wunderschöne Hengste,“ rief er aus. „Ja,“ antwortete das Männchen, „kennst du sie nicht?“ „Nein,“ sagte der Herr. „Ei, so will ich dir's sagen! Dies Sattelpferd hier ist dein Urgroßvater, der rechts davon ist dein Großvater und der Hengst, der da vorne an der Leine geht, ist dein Vater. Und dann habe ich hier noch ein lediges Geschirr. Da sollst du einmal eingespannt werden, wenn du tot bist!“

---

# Der Schneider in der Hölle.

Da war einmal ein Schneidergesell auf der Wanderschaft. Lustig zog er seine Straße, wußte nichts von Gram und Leid und freute sich der weiten, schönen Gotteswelt. Er war ein herzhafter Bursch, garnicht wie andere Schneider, die vor dem Ziegenbock ausreißen. Auf dem Rücken trug er ein kleines Bündel, darin waren Elle und Bügeleisen, Nadel und Fingerhut, die lange Schere und was sonst alles ein rechtschaffener Schneider braucht. Eines Morgens kam er durch einen Wald, der war finster und unheimlich. Da begegnete ihm der Teufel. Der Schneider erkannte ihn gleich an den Hörnern, am Pferdefuß und am Schwanze. „Heda, du Schneidergesell," rief der Teufel, „du kommst mir gerade wie gerufen. Gleich mußt du mit mir in die Hölle, da sollst du uns Teufeln Kleider machen." Der Schneider dachte: „Das kann gut enden!" ging aber tapfern Mutes mit zur Hölle. Dort kamen die Teufel und Teufelchen, große und kleine, auf ihn los gelaufen und schrieen, er solle nur gleich Maß nehmen, und jeder wollte zuerst gemessen sein. „Nur Geduld!" sagte der Schneider, „einer nach dem andern." Damit zog er die Elle aus dem Bündel und schlug einem nach dem andern den Buckel voll, von oben bis unten und kreuz und quer. „Das Messen muß genau gemacht werden," sprach er, die Teufel aber verzogen die schwarzen Gesichter und heulten: „Halt ein, halt ein, wir brauchen das Messen nicht, wir wollen keine Kleider, pack dich aus der Hölle." Der Schneider indessen ließ sie heulen, so viel sie wollten, und sagte ganz ruhig: „Das Messen gehört zum Handwerk. Und weil ich einmal hier bin, so will ich euch auch Kleider machen." Nahm also seine lange Schere und stutzte den Teufeln der Reihe nach

die Schwänze. Hui! da hüpften sie vor Schmerzen hin und her und schrieen: „Wir brauchen das Stutzen nicht, hinaus mit dir aus der Hölle!" Aber der Schneider sagte wieder ganz ruhig: „Das Stutzen gehört zum Handwerk." Ergriff das Bügeleisen und stellte es ins Höllenfeuer. Als es glühend geworden war, rief er: „Jetzt muß ich euch die Falten ausbügeln." Und die Teufel mußten sich hinlegen, und der Schneider strich ihnen die Falten, daß es eine Art hatte. Da schrieen sie aufs neue ganz entsetzlich und wollten ihn aus der Hölle werfen. Er aber sagte wieder: „Bügeln gehört zum Handwerk" und zog Nadel und Fingerhut hervor, fing zu nähen an und flickte den Teufeln die Naslöcher zu, so fest, als er nur konnte. Jetzt ging der Aufruhr erst recht los. „Wir können nicht mehr riechen, wir können nicht mehr schnaufen! Mach, daß du wegkommst! Du sollst uns keine Kleider machen, du bist ein garstiger Schneider!" „Nur Ruhe!" sagte der Schneider, „das Nähen gehört zum Handwerk." Dann nahm er das Pfriemeisen zur Hand, womit die Knopflöcher gestochen werden, und stach sie in die Köpfe. „Haltet nur still," rief er, „gleich ist's schon gut. So setzt man bei uns die Knöpfe." Und wie sehr sie auch lärmten: „Wir brauchen keine Knöpfe," — es kümmerte ihn nicht, und er sagte: „Knöpfe setzen gehört zum Handwerk." Darauf fing er zu schneidern an und trennte den Teufeln mit Gewalt die Ohrlappen auf. Alle Wetter, wie das brannte! Und sie heulten noch ärger als zuvor und tobten und wußten sich nicht zu lassen vor Wildheit, und die Hölle erbebte von dem lauten Schall. Da kam der alte Teufel selbst herbei, denn so etwas hatte er noch nie gehört, und wollte sehen, was die Ursache sei. Kaum hatte er aber seine Teufelsschar erblickt, so schrie er auf: „O Jammer über Jammer! Das ist mir ein Graus! Kein Teufel hat einen Schwanz mehr. Jagt den Schneider hinaus! Wir brauchen keine Kleider! Jagt den Schneider hinaus!"

Da packte der Schneider eiligst seine Sachen ins Bündel und sprang zum Höllentor hinaus. Draußen aber lachte er sich den Buckel voll und machte einen Luftsprung, so lustig und leicht war ihm zu Sinn.

Der Teufel aber holt seitdem keinen Schneider mehr.

---

## Vom reichen Grafensohne.

Der reiche Grafensohn war schon ein stattlicher, schöner, junger Mann, und seine Eltern wollten, daß er sich verheiraten sollte. Die Mutter sprach ihm morgens und abends zu, er solle sich eine schöne Braut und ihr eine Tochter holen. Allein alles Reden und Mahnen war vergebens. Der gute Grafensohn hatte sich ein für alle Mal in den Kopf gesetzt, keine Braut, die von einer Mutter geboren sei, heimzuführen, und eine andere, wie er sie wollte, konnte er nicht finden. Er wollte sich dennoch eine solche suchen, ließ sich das Roß satteln, nahm von den traurigen Eltern Abschied und ritt in die Fremde.

Er war schon lange, sehr lange geritten und hatte noch die erwünschte Braut nicht finden können, da kam er zu einem Zwiewege, und wo sich die Wege kreuzten, da stand ein altes, altes Weiblein, krumm und klein und gebückt, und das hatte nur noch einen Zahn im Munde, und seine Augenwimpern waren gar so lang. Der reiche Grafensohn fragte das betagte Weiblein, wohin diese zwei Wege führten; da hatte er schreien müssen, denn das alte Weibchen war vor Alter fast taub, und dann erzählte er ihr auf ihre Frage auch sein Vorhaben. Sie nickte und wackelte dann beifällig mit dem grauen Kopfe und wies mit dem Haselstöckchen auf den Weg, der rechts führte, und zugleich fing sie mit kreischender Stimme an, so daß er sie nur schwer verstehen konnte: „Schmucker Knabe, geh den Weg, und du wirst ein großes, großes Haus finden. In das geh, schmucker Knabe, hinein, und hinter der Tür wirst du einen Kehrbesen finden. Diesen nimm und kehre die Stiege. Und hast du die Stiege gekehrt, dann wirst du zu einem großen Löwen kommen, schmucker Knabe, und der hält einen goldenen Schlüssel in seinem Rachen. Den Schlüssel mußt du mit Gewalt dem Löwen aus dem Rachen reißen und damit die Zimmertüre, vor der er steht, aufsperren. Dann wirst du in ein prächtiges Zimmer kommen und wieder zu einem Löwen mit einem Schlüssel, der vor einer Türe steht. Und diesen Löwen mußt du, schmucker Knabe, erlegen und ihm wieder den Schlüssel nehmen, und mit diesem mußt du die andere Türe aufschließen, und dann kommst du in die Küche, und in der Küche wirst du drei schöne rotgelbe Pomeranzen und ein



Messer mit einem Griffe aus Ebenholz finden. Nimm dann das Messer und schneide eine der drei Pomeranzen auf, und es wird ein

wunderschönes Fräulein, so schön wie die Sonne, herauskommen. Du mußt aber damit gleich zu dem frischen Brunnen, der vor dem Haustore unter den zwei Linden steht, eilen und deine Braut unter das Wasser halten. Denn sonst wird sie gleich zusammenwelken und sterben."

Der reiche Grafensohn nahm sich die Worte zu Herzen, ritt in den kühlen, dunkeln Wald hinein und kam immer tiefer und tiefer, bis er plötzlich vor einem großen Schlosse stand, das aus weißem Marmor erbaut war. Er trat durch das schöne Portal ein und fand hinter der Haustüre den Besen, und diesen nahm er und vollzog den Auftrag der geheimnisvollen Wegweiserin. Als er dies getan hatte, kam er zum Löwen, und diesem nahm er den goldenen Schlüssel aus dem Munde, sperrte die ebenholzene Saaltüre auf und durchschritt den weiten Saal, bis er zum zweiten Löwen kam, der wieder einen goldenen, noch schöneren Schlüssel im Rachen hielt. Er erlegte diesen Wächter, nahm ihm den Schlüssel aus dem Rachen, öffnete damit die anstoßende Türe und kam in die Küche, wo er das Messer und drei wunderschöne Pomeranzen fand. Die waren so gelb, wie das reinste Gold, und glänzten wie die Sonne. Er wagte es kaum, die wunderschönen Früchte anzugreifen, denn sie waren gar zu glänzend. Endlich ermannte er sich doch und griff nach der nächsten und ersten Pomeranze, und nach dem blanken Messer und schnitt den goldenen Apfel entzwei, denn er hatte sich den Rat des alten Weibleins gar wohl gemerkt. Aber kaum hatte er die obere Hälfte der Schale abgelöst, als ein wunderschönes Mädchen vor ihm in der untern Hälfte der Pomeranze, die er in den Händen hielt, stand. Und es war so schön, als der Tag, und seine Augen so blau, als der heitere Himmel im Sommer. Dem reichen Grafensohn war es gar wunderlich ums Herz, und er vergaß der Mahnung des alten Mütterchens ganz und gar und schaute und schaute nur die schöne Jungfrau an und dachte nicht an den Brunnen. Wie er so dastand, da welkte das schöne Bild zusammen, und die Jungfrau starb vor seinen Blicken.

„Warte nur, mit der zweiten will ich es gescheiter machen," dachte sich der reiche Grafensohn, nahm die zweite Pomeranze und das blanke Messer und stieg die weiße Marmorstiege hinab in den Hof. Als er bei dem Brunnen unter den zwei Linden angelangt war, schnitt er die goldene Frucht entzwei, und — es blendete ihm fast

die Augen — eine Jungfrau stand vor ihm, so schön, wie die Sonne noch nie eine beschienen hat. Er hielt das schöne Wesen unter den Strahl des Wassers, und es wurde immer größer und größer, sodaß seine Hände sie nicht mehr halten konnten und sie auf dem Boden stand und endlich so groß war, wie der reiche Grafensohn. Da nahm er sie bei den weißen Armen und führte sie in das Marmorhaus und hieß sie dort bleiben, bis er wieder mit Roß und Wagen kommen würde. Und dann nahm er von der schönen Jungfrau Abschied, küßte sie und wanderte weiter zu seinen Eltern, um von ihnen Roß und Wagen zu holen. Die schöne Pomeranzenjungfrau aber wohnte nun allein im Palaste und mußte sich selbst das Wasser holen und das Essen bereiten und hatte so ganz allein wohl oft Langeweile.

Neben dem großen, schönen Marmorhause stand aber auch ein kleines Häuschen, und in dem wohnte eine Hexe mit ihren zwei Töchtern. Diese sahen die schöne Jungfrau öfters zum Brunnen unter den Linden gehen und kamen auch zu ihr herauf und fragten und forschten um dies und das, und das Pomeranzenkind war gar unschuldig, kindlich und einfältig und erzählte ihnen alles unverhohlen, gerade wie es Kinder tun.

„Komm mit uns," sagte einmal die ältere der beiden Hexentöchter, „die Mutter hat Kuchen gebacken, und die sind gar gut." Das arglose Kind ließ sich bereden und ging mit den beiden Schwestern. Sie spielten allerlei Spiele, und da sollte das Mädchen einmal Königin werden und mußte sich umkleiden und das Haar flechten lassen. Und wie sie so da saß, da drückte ihm eine der beiden Schwestern eine Nadel in den Kopf, das war eine Zaubernadel, und das arme Kind ward in eine Taube verwandelt.

Eine der zwei häßlichen Schwestern ging nun in das große Haus hinüber und wartete, bis endlich der Bräutigam kam. Dieser kam angefahren, staunte aber nicht wenig, als er anstatt seiner schönen Braut die garstige Hexentochter fand. Allein diese wußte allerlei Ausreden, und er wollte sein gegebenes Versprechen halten und meinte, ihn könnten doch nur die Augen täuschen, und nahm also die garstige Braut zu sich in den Wagen und fuhr sinnend damit fort.

Während sie auf dem Wege waren, kam der alten Hexe die Taube aus und flog dem Wagen nach und schlug die weißen Flügel, daß

es schwirrte, und der reiche Grafensohn hatte Mitleid mit dem armen Tierchen und streckte die Hand aus, um es hereinzulangen. Allein seine Braut war darüber sehr böse, denn sie kannte das Tierchen. Der reiche Grafensohn hatte aber Erbarmen und ließ es sich nicht nehmen, sondern holte das Täubchen hinein, hielt es auf seinem Schoße und streichelte es, daß es zu girren anfing. Und wie er es so streichelte und das Täubchen ihn mit seinen schwarzen klugen Äuglein anblickte, griff er eine Nadel auf dem Köpflein des Tierchens, und er zog sie voll Mitleid heraus, und das schöne Fräulein stand wiederum vor ihm in dem Wagen. Da freute sich der reiche Grafensohn erst recht und hatte sie noch einmal so lieb. Die böse garstige Hexentochter warf er aber zum Wagen hinaus, daß sie beide Beine brach. Das Brautpaar fuhr nun voll Freude nach Hause, und die Eltern freuten sich mit ihrem Sohne, und es gab eine gar stattliche Hochzeit.

---

## Die verstorbene Gerechtigkeit.

Vor langer Zeit lebte ein gewaltig reicher und mächtiger Graf, dem alles nach seinem Kopfe gehen mußte. Er fragte nicht nach Recht und Billigkeit, sondern schaltete und waltete nur nach Willkür. Da kam er einmal auf einem Spazierritte zu einem großen, schönen Landhause, das ihm gar sehr in die Augen stach. Er besichtigte deshalb das ganze Gehöfte und ritt dann vor das Haus hin, wo eben der Bauer, dem das Anwesen gehörte, unter der Haustüre stand. Der Graf grüßte ihn freundlich, stieg vom Rosse und sprach: „Guter Freund, möchtest du mir nicht deinen Hof zu kaufen geben. Ich würde ihn sehr gut bezahlen.“ Der Bauer aber bedachte die Frage nicht lange und antwortete: „Euer Gnaden, nichts für ungut. Aus dem Handel wird nichts, denn auf diesem Hofe saßen meine Voreltern schon, und ich will auch darauf meine alten Tage zubringen. Also nichts für ungut!“ — Da sagte der Graf: „Ich will dir bis morgen Bedenkzeit lassen. Überleg es dir gut.“ Dann stieg er auf sein Pferd und sprengte von dannen. Der Bauer blieb aber bei seinem Vorhaben, schüttelte den Kopf und dachte sich: daraus wird einmal nichts.

Am folgenden Tage kam der Graf schon in aller Frühe daher geritten und fragte, ohne abzusteigen, den Bauer, was er jetzt beschlossen habe. Da antwortete der Bauer: „Ich habe, Euer Gnaden, meinen Entschluß nicht aufgegeben. Ich bleib auf meinem Hofe, und aus diesem Handel wird nichts.“ Da wurde der Graf wild und sprach: „Ich frage dich noch einmal, ob du dein Anwesen gutwillig hergeben willst. Wo nicht, so bekomme ich es doch!“ Der Bauer schüttelte jedoch seinen Kopf und erwiderte: „Dabei bleibt's, ich verkaufe meinen Hof nicht.“ Nun wurde der Graf ganz wild vor Zorn und sprengte mit seinem Rosse auf und davon. Er ritt spornstreichs zu einem Advokaten, bestach ihn mit vielem Golde und ließ dem Landmanne einen Prozeß anhängen. Die Richter wußten, daß der Graf ein steinreicher Mann sei und bei dem Handel Geld herausschaue. Deshalb hielten sie zu dem Grafen und versprachen ihm, das Bäuerlein mürbe zu machen. Sie ließen nun den Bauer durch den Gerichtsdiener herbeiholen und fragten ihn, ob er seinen Hof verkaufen wolle oder nicht. Als er ein entschiedenes Nein erwiderte, wurde ihm eine Klagschrift vorgelesen, und es wurde ihm gesagt, wenn er den Hof behalten wolle, so müsse er mit dem Herrn Grafen einen Prozeß führen. Der einfältige Bauer, der sich nicht zu helfen wußte, ging darauf ein und ließ sich die Sache gefallen. Der Graf hatte einen pfiffigen Advokaten, der Bauer hatte aber keinen, weil er sparen wollte. Da wurde nun hin und her prozessiert und der Bauer so oft in die Stadt gerufen und übertölpelt, bis er ganz verschuldet war. Die Richter entschieden auch gegen ihn so, daß er vom Hofe mußte und ihm nur noch hundert Gulden blieben. Er gab sich in die traurige Geschichte, machte aber den Richtern bittere Vorwürfe und sprach: „Wenn auf Erden keine Gerechtigkeit mehr ist, so lebt droben noch ein Richter, der euch finden wird.“ Da lachten die Herren, und einer sagte: „Ja, die Gerechtigkeit ist lange gestorben; die kann dir nicht helfen.“ —

Der betrogene Bauer ging dann schweigend aus der Kanzlei hinaus und begab sich geradesweges zum Kirchenvater. Als dieser den ihm wohlbekannten Bauer kommen sah, rief er ihm freundlich zu: „Grüß dich Gott, Hans. Kommst auch einmal in die Stadt mich heimzusuchen?“

„Ja“, antwortete Hans, „aber in einer sehr traurigen Lage.“ Dann

erzählte er dem Kirchenvater die Geschichte und schloß: „Jetzt hab ich noch hundert Gulden, und die geb ich dir. Es ist gerade so viel Geld, als man bei euch in der Stadt zahlen muß, wenn man die große Glocke für einen Verstorbenen läuten läßt. Da hast's Geld und jetzt läute schnell der Gerechtigkeit, weil sie gestorben ist, zur Scheidung. Aber läute recht lang." — Der Kirchenvater nahm das Geld, ging mit seinem Knechte in den Turm und läutete die große Glocke und zwar länger als gewöhnlich. Da gab's nun in der Stadt ein Gefrage und Gerede, wer gestorben sei, für wen es so lange läute. Doch niemand wußte Bescheid darauf, und die Neugierde ward immer größer. Auch der König, der in derselben Stadt seine Residenz hatte, erkundigte sich, wer gestorben sei, konnte aber keine Auskunft erhalten. Da schickte er einen Läufer zum Kirchenvater und ließ ihn fragen, für wen es so lange Scheidung geläutet habe. Sprach der Kirchenvater: „Für die Gerechtigkeit." Der Läufer eilte mit dieser Antwort zum Könige zurück. Wie der König dies hörte, ward er rot vor Zorn und rief: „Die Gerechtigkeit ist nicht gestorben. Sie schläft nur, und ich will ihr neues Leben einhauchen." Dann ließ er den Kirchenvater holen und fragte ihn, wer die große Glocke für die verstorbene Gerechtigkeit habe läuten lassen. Sprach dieser: „Eure Majestät, der Schauferle Hans, der früher Schauferle Bauer war." — Wie der König das erfahren hatte, ließ er alsogleich den Schauferle Hans herbeiholen und fragte ihn, warum er die Glocke habe läuten lassen. Da erzählte Hans, wie er des Grafen wegen von Haus und Hof gekommen sei, weil die Gerechtigkeit nicht mehr lebe. Der König ward über die Richter ganz ergrimmt, machte kurzen Prozeß und gab dem Bauer sein Eigentum zurück. Dann ließ er den Grafen, den pfiffigen Advokaten und die bestochenen Richter rufen, die Sache untersuchen und verurteilte allesamt zum Tode. Sie wurden in Gestalt einer Glocke aufgehängt, und in ihrer Mitte zappelte der Graf. Seitdem aber kam die Gerechtigkeit wieder zu Leben, und die Richter sprachen Recht, wie es sich geziemt.

---

# Vom dummen Peter.

Vor langen Zeiten lebte einmal eine Frau, die mit zwei Kindern in einem kleinen Häuschen wohnte; das eine von den Kindern war ein Mädchen, und die Frau hatte es mehr als zu lieb; das andere war ein Junge, und der wurde gehalten, als gehörte er nicht zum Hause. Er hatte es schlimmer als ein Hund, denn ein Hund bekommt doch noch frisch Stroh, um darauf zu schlafen, der dumme Peter aber, denn so hießen sie ihn, mußte sich mit trocknen Blättern begnügen, und dabei war das Dach des Ställchens, worin er schlief, noch so undicht, daß es überall tropfte, wenn ein Regen kam. Sie sagten immer, er wäre zu nichts zu gebrauchen, und doch war er es just, der alle grobe Arbeit tun mußte: er schälte die Kartoffeln, mußte Holz raffen gehn, die Kühe auf die Weide treiben, das Haus scheuern, die Teller spülen, zu Markte gehen, kurz er war für alles gut genug, und trotzdem konnten sie ihn nicht leiden; und gab seine Mutter ihm ein Butterbrot, dann mußte er stets noch hören: „Du faules Tier, du Taugenichts, du Tagedieb, zur Arbeit taugst du nie, aber beim Essen bist du immer der erste.“ Endlich wurde der dumme Peter des müde und dachte bei sich: „Das kann doch nicht ewig so fort gehen, ich arbeite wie ein

Pferd, und statt daß sie mich gerne dafür sehen, kriege ich noch Schläge und werde gescholten sonder Aufhören; ich mache mich auf und gehe weg."

Als er nun einmal wieder die Haut voll Schläge bekam, ohne daß er es verdient gehabt hätte, sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, ich gehe weg in die Welt, denn ich sehe doch, daß ich hier der Verstoßene bin." — „Gut, Junge," sprach die Mutter, „geh nur, hast recht darin, und sieh, wie du deine Kost anders gewinnst, denn wir können nicht immer zusammenbleiben, das geht nicht. Da hast du ein Hämmerchen, anders kann ich dir nichts mitgeben, und nun geh." Der dumme Peter nahm das Hämmerchen und machte sich auf den Weg. Als er schon sehr weit gegangen war, erblickte er von weitem ein schönes großes Schloß, und als er näher darauf zukam, sah er drei schöne Mädchen durchs Speicherfenster schauen. Er klopfte ans Tor, und die Mädchen machten ihm auf und fragten ihn, was sein Begehren wäre. „Ich bin von Hause weggegangen, weil meine Mutter kein Brot mehr für mich hatte," antwortete der dumme Peter. „Wie heißest du denn, und was für ein Handwerk verstehst du?" fragten die drei Mädchen darauf, und er sprach: „Ich heiße der dumme Peter und bin eigentlich ein Kuhhirt meines Handwerks." — „Ach, das ist ja gut," riefen die Mädchen zugleich, „wir haben gerade einen Kuhhirten nötig, und wenn du willst, kannst du bei uns in den Dienst kommen." Des war der dumme Peter sehr zufrieden, und die Mädchen setzten ihm für den Anfang einmal recht gut Essen und Trinken vor; das schmeckte ihm so gewaltig gut, daß er beschloß, ewig in dem neuen Dienst zu bleiben. Das war nun gut. Am andern Morgen machte sich mein dummer Peter früh aus dem Bette, bekam ein tüchtiges Butterbrot und zog mit seinen Kühen nach der Weide. Da blieb er denn den ganzen Tag, bis es begann dunkel zu werden; da blies er die Kühe zusammen und wollte nach Hause zurück. In dem Augenblicke aber sah er von weitem einen Herrn zu Pferde kommen, der war ganz in Silber gekleidet und kam spornstreichs auf ihn zugeritten und fragte ihn mit einem Gesicht, als wenn er den Peter hätte fressen wollen: „Was hast du hier zu tun?" Dumme Peter sah ihn einmal überseits an und antwortete: „Das geht euch nichts an." Da wurde der Herr erst blitzböse und schrie: „Was sagst du? Das geht mich nichts an? Wart, ich will dich lehren, so frech sein!" Und mit den

Worten zog er einen großen Säbel, um Peter tot zu schlagen. Dumme Peter war aber nicht links, denn kaum merkte er, daß der Reiter nach der linken Seite griff, als er schnell sein Hämmerchen packte und ihm den Kopf einschlug, daß er vom Pferde herunterfiel. „Da, nun hast du was," sprach er und lachte dabei recht herzlich, band alsdann das Pferd an sein Hirtenhäuschen und zog dem Toten seine silbernen Kleider aus, und als er die wohl verborgen hatte, warf er den Leichnam ins Wasser und trieb seine Kühe nach Hause. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und waren höchlich verwundert, als sie Peter mit den Kühen kommen sahen, und das ist auch leicht denkbar, denn bis dahin hatten sie noch keinen Hirten halten können, und wie oft sie morgens einen mit den Kühen auf die Weide geschickt hatten, waren die Kühe abends doch immer allein nach Hause gekommen. „Ah, der dumme Peter ist da!" riefen sie alle drei laut auf und sprangen die Treppen hinunter gleich Häschen und machten ihm auf. Er sagte aber nichts und schwieg, daß der Schweiß ihm herunter tropfte. Nachdem er seine Kühe im Stalle hatte, mußte er herein kommen und bekam wieder prächtig Essen und Trinken. Das gefiel ihm über die Maßen, und er war so glücklich, wie ein König, sagte aber nichts.

Am folgenden Morgen bekam er wieder sein Butterbrot und zog mit den Kühen nach der Weide. Die Mädchen standen und sahen ihm mit Tränen in den Augen nach, denn sie dachten, er würde diesmal gewiß nicht wieder kommen. Er blieb den ganzen Tag auf der Weide, und als es anfing dunkel zu werden, blies er seine Kühe wieder zusammen und wollte nach Hause zurück. In dem Augenblicke aber sah er einen Herrn zu Pferde angeritten kommen, der ganz und gar in Gold gekleidet war; der ritt auf ihn zu und fragte ihn mit einem grimmigen Gesichte: „Was hast du hier zu tun?" Peter schaute ihn einmal von der Seite an und sagte: „Das kann euch nicht kümmern." „Was sagst du da?" schrie der Herr. „Wart, ich will dich lehren frech sein", und mit den Worten zog er vom Leder, aber Peter gab wohl acht und griff schnell nach seinem Hämmerchen und schlug ihm den Kopf ein. Da fiel der Herr vom Pferde, und Peter zog ihm seine goldenen Kleider aus und verbarg die zu den andern; das Pferd band er zu dem ersten an sein Hirtenhäuschen, warf den Leichnam ins Wasser und zog nach Hause zurück. Die drei Mädchen lagen wieder

im Söllerfenster und waren schon unruhig; hatten aber um so größere Freude, als sie Peter sahen. „Ach, der dumme Peter ist da!" schrieen sie alle drei und sprangen wie Häschen die Treppe hinunter und machten ihm auf. Er brachte die Kühe zu Stalle und kam in das Schloß. Da stand schon seine Kost für ihn bereit, und die Mädchen warteten ihm auf. Er schwieg aber, daß der Schweiß ihm von der Nase lief, und sagte nichts.

Nun kam der dritte Tag. Dumme Peter erhielt wieder sein Butterbrot und zog aus mit seinen Kühen nach der Weide. Die drei Mädchen sahen ihm mit nassen Augen nach, denn sie dachten, diesmal sehen wir ihn sicherlich nicht mehr wieder. Peter blieb auf der Weide, so lange die Sonne darauf blieb; als die aber hinter den Bergen schlafen gehen wollte, blies er seine Kühe zusammen und wollte auch nach Hause. Da sah er, wie von ferne in einer andern Weide sich eine Falltür auftat und ein Herr aus der Erde stieg, der auf einem Pferde saß und ganz in Diamanten gekleidet war. Dumme Peter merkte wohl, wo die Falltür lag, und machte sich dann bereit, die Kunst des Herrn abzuwarten. Der kam gerade auf ihn zugeritten und schrie ihm, wie ganz wütend, zu: „Was machst du da?" — „Geht euch nichts an," sprach dumme Peter ruhig und faßte, ehe der Herr noch weiter sprechen und nach dem Säbel greifen konnte, sein Hämmerchen und schlug ihm den Kopf ein. Dann zog er ihm die diamantenen Kleider aus und verbarg die, band das Pferd zu den zwei anderen und warf den Leichnam ins Wasser.

Das war nun gut, aber mein dummer Peter hätte doch gerne gewußt, was noch unter der Falltür stecke, ließ die Kühe stehen und ging recht auf die Stelle zü, wo er sie sich öffnen gesehen hatte. Er fand sie auch glücklich, hob sie auf und sah eine Treppe, und die stieg er hinab. Da kam er in einen großen Saal, der hing ganz voll der allerprächtigsten Kleider. „Die können mir nicht dienen; ich hab auf der Weide noch drei Röcke, die ich doch nie verschleiße," sprach er in sich hinein und ging durch eine Tür in einen andern Saal; da stand eine Tafel mit ausgesuchten Speisen. „Aha, das ist, was ich haben muß," sprach dumme Peter, schob seinen Stuhl bei und hieb wacker ein. Als er sich nun recht rundsatt gegessen und getrunken hatte, schaute er einmal um sich und erblickte in einer Ecke ein klein eisern Türchen. Da ging er drauf zu und versuchte dasselbe zu öffnen, aber



das ging nicht, denn es war weder Schlüssel noch Schlüsselloch daran zu sehen; er schuppte einmal mit dem Fuße dagegen, aber das wollte auch nicht helfen. Nun wurde er böse, packte sein Hämmerchen und schlug dermaßen auf die Tür, daß sie in Stücken auseinander flog; zugleich rollte ihm eine solche Menge Gold entgegen, daß er übern Haufen fiel. Schnell raffte er sich aber wieder zusammen und rieb sich die Augen recht tüchtig mit beiden Händen, denn er meinte, zu träumen, aber bald überzeugte er sich, daß das nicht war, und in seiner Seelenfreude

wälzte er sich ein paarmal rundherum in dem Golde und sprang dann lustig wieder auf. „Juchhei, nun weiß ich genug," rief er, sprang wieder die Treppe herauf und ließ die Falltüre still zufallen. Als er wieder auf die Weide kam, fiel er all den Kühen um den Hals und lief dann rund, als wär er selbst eine tolle Kuh gewesen; er sprang gegen die Bäume, warf sich ins Gras, lief nun aufrecht, dann auf Händen und Füßen, und schrie und jauchzte dabei, daß ihn kein Christenmensch für gescheit hätte halten können. Plötzlich fiel ihm etwas ein, und er öffnete den Drehbaum und blies und ließ die Kühe allein nach Hause gehen.

Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und sahen sich bald die Augen aus, ob dumme Peter noch nicht käme, aber er kam nicht und kam nicht, und als es anfing dunkel zu werden, da blökten die Kühe und trampelten allein in den Hof hinein. Nun wurden die Mädchen ganz traurig und waren gar nicht zu trösten, schluchzten immer: „Ach, dumme Peter ist tot! Dumme Peter ist tot!"

Als es nun Abend geworden war, da schellte es mit einemmale Klingeling, Klingeling! am Schlosse, und als die drei Mädchen die Türe aufmachten, da stand ein Herr davor, der war ganz in Diamanten gekleidet. Sie luden ihn höflich ein, herein zu kommen und sich ein wenig zu rasten, und setzten ihm fein Essen und Trinken vor. Sie waren so verwundert über seine kostbaren diamantenen Kleider, daß sie sich bald blind an ihm geschaut hätten. Zuletzt, als sie schon viel zusammen gesprochen hatten, ersuchten sie den schönen Herrn, er möge ihnen denn nun auch einmal sagen, wie er heiße und wo er zu Haus sei. Da fing der Herr laut an zu lachen und rief: „Haha, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin dumme Peter." — „Gott und Herr! Dumme Peter?" riefen die Mädchen alle drei, und er bekräftigte das mit einem lustigen Sprung und schrie noch einmal: „Ja, gewiß, ich bin dumme Peter," und dabei lachte er, daß ihm sein Bäuchlein wackelte. Die drei Mädchen konnten nicht zu sich kommen vor lauter Verwunderung und schlugen immerfort die Hände zusammen und sprachen: „Gott und Herr! Dumme Peter!" Als sie sich nun endlich genug verwundert hatten, fragten sie ihn aus, wie er denn zu den schönen Kleidern gekommen wär, und er erzählte ihnen alles auf ein Härchen, was er in den drei Tagen auf der Weide erlebt hatte; und als er das alles erzählt hatte, da nahm er sich ein Herz und fragte das

älteste von den drei Mädchen, ob es ihn nicht zum Manne haben wollte. Da dumme Peter ein so reicher Mann war, kann man sich leicht denken, daß das Mädchen das nicht abschlug, und ein paar Tage darauf war die Hochzeit, und als die getan war, da holte sich dumme Peter all das Geld aus der Erde, und des war so viel, daß er sieben Nächte daran fuhr, und das muß man wissen, er fuhr es mit einem zweispännigen Wagen und hatte jedesmal so viel geladen, als die Pferde ziehen konnten.

Nachdem nun dumme Peter eine Zeitlang mit seiner Frau und den zwei andern Mädchen auf dem Schlosse gewohnt hatte, wurde er neugierig zu wissen, wie es eigentlich mit seiner Familie stände, sprach also zu seiner Frau: „Frau, ich muß einmal nach Haus, will sie aber einmal recht anführen. Ich geh mit meinen alten, schlechten Kleidern dahin; du kommst hinterher in einer schönen Kutsche, tust am Hause, als ob etwas am Rad gebrochen wär, und fragst dir ein Nachtlager." „Gut," sprach die Frau, und dumme Peter zog seine alten schlechten Kleider an und ging nach Haus. Seine Mutter und Schwester hatten ihn aber kaum gesehen, als sie schon das alte Lied wieder anfingen und schrieen: „Du fauler Bengel von Junge, bist du wieder da? Wir haben kein Essen für dich, darum mach dich nur schnell fort, oder wir werfen dich aus der Türe." — „Ach, nehmt mich doch um Gottes willen auf," sprach Peter mit einem jämmerlichen Gesichte, „ich sterbe vor Hunger und kann nirgendwo mein Brot verdienen; ich will ja gern arbeiten und alles tun." Das ging der Alten ans Herz, und sie hieß ihn hereinkommen und stellte ihm einen Korb voll Erdäpfel hin, daß er die schäle, und dumme Peter nahm ein Messer und begann rüstig. Indem kam eine prachtvolle Kutsche vor die Tür gerollt, und daraus stieg eine Frau, die so kostbar gekleidet war, daß man nie etwas Schöneres gesehn hat. Dumme Peters Mutter und Schwester sprangen alsbald an die Tür und fragten die Frau unter vielen Knixen und Bücklingen, ob sie ihr mit nichts aufwarten könnten? Die Frau sprach: „Ich wollte nur fragen, ob ich hier nicht ein bißchen bleiben könnte; es ist mir ein Rad an der Kutsche zerbrochen, und ich kann nicht weiter reisen." — „Gott gewiß, gnädige Frau," sprachen die zwei, „kommt nur herein, gnädige Frau, und setzt euch was, gnädige Frau." Als die Frau nun in die Stube trat, nahm die Alte dumme

Peter beim Kragen und warf ihn durch die Küchentür, indem sie brummte: „Weg mit deiner Sauerei, du Schmierlapp, daß die gnädige Frau dich nicht sieht.“ Dumme Peter ließ sich das alles still gefallen.

„Es ist schon spät,“ sprach die Frau, „und ich glaube nicht, daß meine Kutsche heute fertig werden kann; könnt ich wohl die Nacht hier bleiben?“ — „Gott gewiß, mit allem Pläsir, gnädige Frau,“ sprach die Alte, „wenn ihr nur vorlieb nehmen wollt, gnädige Frau; wir sind arm, gnädige Frau, und haben nicht viel zum Besten, gnädige Frau.“

Das war nun gut, die gnädige Frau blieb da. Als das Essen fertig war, setzten sich alle zu Tisch, ausgenommen dumme Peter, der mußte in der Küche allein hocken und bekam nur ein trocken Butterbrot und nichts dazu. Er ließ sich das schon wieder gefallen; als sie aber recht am Schmausen waren, schlich er stille herein und packte sich mit seiner bloßen, schmutzigen Hand einen Erdapfel von dem Teller der gnädigen Frau. Da wurde die Alte recht böse, nahm einen großen hölzernen Schöpflöffel und wollte dumme Peter auf die Finger schlagen, indem sie rief: „Hat die Welt je einen so unerzogenen Bengel gesehen! Packst du dich weg von der gnädigen Frau! Ach, nehmt's doch nicht übel, gnädige Frau, ich hatt' ihn nicht gesehen, gnädige Frau.“ — „Das tut nichts,“ sprach die Frau, aber damit war die Alte nicht zufrieden; im Gegenteil, sie faßte dumme Peter am Ärmel, gab ihm einige Püffe in den Rücken und hieß ihn zu Bett gehen. Dumme Peter ließ sich das auch noch gefallen und legte sich auf seine Blätter, die inzwischen halb verfault waren.

Am andern Morgen in aller Frühe rief die Schwester schon an dumme Peters Ställchen: „He, he, dumme Peter! Steh auf und mahl den Kaffee.“ Ja, wer aber da keine Antwort gab, das war dumme Peter. Die Schwester öffnete das Türchen von dem Ställchen ein bißchen und schaute einmal hinein, aber wer nicht da war, das war mein dummer Peter. Nun blieb ihr natürlich nichts andres übrig, als den Kaffee selbst zu machen, und als sie den fertig hatte, ging sie zum Schlafzimmer der gnädigen Frau, um die aufzuwecken. Sie klopfte einmal an die Türe, aber die gnädige Frau gab keine Antwort. Sie klopfte noch einmal und noch einmal, und die gnädige Frau gab noch keine Antwort. Endlich machte sie die Türe ganz leise mit einem Rißchen auf, schrak aber alsbald zurück, lief zu ihrer Mutter und

schrie: „Ach Gott, Mutter! Dumme Peter ist bei der gnädigen Frau im Zimmer!" Nun kam die Alte mit einem großen Holzscheit, und sie hätte sicherlich dumme Peter totgeschlagen, wäre die gnädige Frau nicht dazwischen gekommen und hätte die Mutter zurückgehalten. Als die Alte ihn dennoch wenigstens tüchtig ausschimpfen wollte, lachte er und sprach: „Eh, das ist meine Frau, und ich bin ihr Mann."

Da stand der Mutter und der Schwester der Verstand still, und sie konnten vor lauter Verwunderung kein Wort herausbringen. Als nun aber dumme Peter und seine Frau ihnen alles erzählten, da wurden sie alle zwei rot bis hinter die Ohren, weil sie dumme Peter so schlecht behandelt hatten. Der hatte aber ein gar gut Herz und lachte darüber und sprach, das täte nichts, er hätte doch all seinen Reichtum einzig dem Hämmerchen zu verdanken, und das hätte seine Mutter ihm ja gegeben. Er ließ ihnen alsdann ein prachtvolles Haus bauen, gab ihnen soviel Geld, daß sie gut leben konnten, und zog wieder mit seiner Frau nach dem Schlosse zurück, und wenn sie nicht ausgezogen sind, dann wohnen sie noch da.

---

## Das Männlein Spannenlang.

Es war einmal ein armes Mädchen, dem waren Vater und Mutter gestorben. Und wie sie nun so gar keinen Menschen mehr hatte, der ihm gut war, da wollte sie von daheim fortwandern und sich anderswo einen Dienst suchen. Da mußte sie durch einen großen, großen Wald gehen, und wie sie mitten drin war, hatte sie den Weg verloren und konnte sich nimmer zurechtfinden. Es wurde dunkel, und die Nacht kam, und das Mädchen fing an sich zu fürchten. Aber zum größten Glück sah es zuletzt noch ein kleines Häuschen, ging hinein und dachte: Hier kannst du ja vielleicht über Nacht bleiben.

In dem Häuschen war kein Mensch, und alles lag ganz liederlich herum. Da begann das Mädchen Ordnung zu machen, und dann setzte sich's in einen Winkel und wartete, wer da kommen werde. Auf einmal ging die Tür auf und kam ein ganz kleines Männlein herein

mit einem langmächtigen Barte, den es hinten nach schleppen ließ, guckte sich überall um und sagte: hm! hm! Wie 's aber das Mädchen im Winkel sitzen sieht, hebt das Männlein mit einer tiefen, starken Stimme an und spricht:

„Ich bin das Männlein Spannenlang
Hab'n Bart drei Ellen lang.
Mädchen, was willst du?"

Da bat das Mädchen, daß es über Nacht dableiben möchte. Das Männlein hub wieder an und sprach:

„Ich bin das Männlein Spannenlang,
Hab'n Bart drei Ellen lang,
Mädchen, mach mir's Bette."

Da ging das Mädchen und machte dem Männlein das Bette. Drauf sagte das Männlein wieder:

„Ich bin das Männlein Spannenlang,
Hab'n Bart drei Ellen lang,
Mädchen, mach mir'n Bad."

Da machte das Mädchen Feuer und setzte einen Topf voll Wasser an und holte eine Wanne. Und wie das Wasser warm war, goß sie's hinein, und es dauerte nicht lange, so planschte das Männlein im Bad herum, daß es eine Lust war. Und wie sich's nun ins Bett gelegt hat, da kommt das Mädchen mit einer großen Schere herbei und spricht: „Mit deinem alten langen Barte! Da fällst du ja drüber, Männlein Spannenlang." Und schwapp, schneidet sie dem Männlein den Bart ab. Auf einmal ist das Männlein immer größer und schöner geworden und hat gesagt: „Mädchen, du hast mich erlöst und sollst auch schön dafür bedankt sein! Nimm dir meinen Bart zum Andenken und spinn ihn daheim! Es wird dein Schade nicht sein." Damit war's verschwunden.

Am andern Tag ging das Mädchen wieder nach Hause und hatte den Bart mitgenommen. Daheim aber steckte sie ihn auf den Spinnrocken und fing an zu spinnen. Da spann der Bart ganz von selber immer weiter und weiter, und es wurde das schönste Garn, wie helles

Gold, und wurde auch niemals weniger, wieviel man auch davon wegnahm. Und alle Leute wollten von dem Garn haben, und das Mädchen konnte garnicht genug davon verkaufen. Da wurde sie sehr reich und heiratete auch bald und wurde sehr glücklich. Und wenn sie nicht gestorben ist, so lebt sie heute noch.

---

## Die Besserung.

Zwei Studenten, die bei einer alten Frau in Kost und Logis waren, hatten es nicht allzu gut bei ihr, denn sie war geizig und kochte ihnen nichts als Wassersuppen, worüber die Studenten sich gegen einander beschwerten. „Wart," sagte der eine, „ich will ihr den Geizteufel schon austreiben." Nun pflegte das alte Weib den Stoßseufzer im Munde zu führen:

„Ach, wer doch nur im Himmel wär!"

Das hatte der Student bemerkt und klomm aufs Dach und guckte durch den Schornstein hinab in die Küche, wo die Alte mit Kochen beschäftigt war. Wie sie nun wieder für sich hinseufzte:

„Ach, wer doch nur im Himmel wär!"

rief er mit lauter Stimme herab:

„In den Himmel kommst du nimmermehr!"

Die alte Frau meinte, es wär ein Engel oder der liebe Gott selbst, und rief mit kläglicher Stimme zurück:

„Warum denn nicht, du lieber Gott?"

worauf der Student entgegnete:

„Weil du kein Fleisch tust in den Pott."

Da ging die alte Frau in sich und gelobte Besserung mit den Worten:

„So will ich's besser machen gleich,"

steckte auch gleich ein großes Stück Fleisch in den Topf, der auf dem Feuer stand. Da erschollen ihr von oben die tröstenden Worte:

„Dann kommst du auch ins Himmelreich."

---

# Die Zwergmännchen.



Ein Schweinehirt hatte viele Söhne, von denen trieb der älteste mit den Ferkeln 'aus. Draußen aber machte er sich ein Pfeife und lehrte seinen sechs Ferkeln das Tanzen nach der Pfeife. Als sie es gelernt hatten und herangewachsen waren, zog er damit nach der Stadt und ließ sie vor dem Königsschlosse tanzen. Da schaute die Frau Königin zum Fenster aus und freute sich über die tanzenden Schweine, ließ auch dem Schweinejungen Zucker und Rosinen reichen, und hieß ihren Säckelmeister mit ihm um eins der Schweine handeln. Allein der Schweinejunge sagte: „Darüber ist kein andrer Handel, als wenn ich die Frau Königin für das erste

Schwein einmal ein wenig ins Ohr kneifen darf." Das erlaubte ihm die Frau Königin, er aber gab ein Schwein hin und zog mit den übrigen Schweinen nach Hause.

Als er heim kam und sein Vater sah, daß ein Schwein fehlte, wollte er das Geld dafür sehen. Der Schweinejunge erzählte, wie er die Königin dafür ein wenig ins Ohr gekniffen hätte, und bekam zur Strafe, weil er kein Geld mitgebracht, von seinem Vater Schläge.

Nach einer Weile trieb er mit den übrigen fünf Ferkeln wieder vor das Königsschloß und ließ sie nach seiner Pfeife tanzen. Frau Königin schaute wieder zum Fenster heraus, ließ ihm Zucker und Rosinen zu essen geben und schickte ihren Säckelmeister, eins von den fünf Schweinen zu kaufen. Da sagte er wieder, daß er es nur hingäbe, wenn er die Frau Königin dafür ein wenig ins Ohrläppchen kneifen könne. Die Frau Königin aber kam lächelnd herbei und ließ sich von ihm am Ohr zausen und bekam eins von den fünf Schweinen dafür. Als er seinem Vater wieder kein Geld brachte, bekam er noch mehr Peitschenschläge, als zuvor. So ging es fort, bis das letzte Schwein an die Frau Königin verhandelt war, wonach sein Vater ihn am ganzen Leibe blutig schlug.

Als die Frau Königin die sechs Ferkel zusammen hatte, spitzte sie das Mäulchen und pfiff, daß sie danach tanzen sollten; allein vergebens, denn die sechs Schweine rührten sich nicht. Darauf bot sie ihr ganzes Musikkorps auf, aber die Schweine erhoben sich nicht und fingen nicht zu tanzen an. Da gab sie ihren Dienern Befehl, daß sie den Schweinejungen mit der Pfeife herbringen sollten, und sie dachte ihm die Pfeife auch noch abzukaufen. Die Diener aber spürten ihn auf und fanden ihn krank von den Schlägen auf dem Lager liegen in seines Vaters Hause. Doch folgte er ihnen mit seiner Pfeife, bekam auch wieder Zucker und Rosinen, und die sechs Schweine machten zu seiner Musik die allerlustigsten Sprünge. Als nun die Frau Königin diesmal selber den Handel mit ihm abschließen wollte, bemerkte sie, daß sein Körper blutrünstig war, und fragte ihn nach der Ursache, und er sagte, daß sein Vater ihn immer mit der Peitsche geschlagen, wenn er kein Geld für die Schweine heimgebracht. Darüber lachte die Frau Königin, wandte sich aber um und sagte: „Ich könnte es nicht ver-

antworten, wenn der arme Narr noch einmal so von seinem Vater mißhandelt würde. Mein Säckelmeister soll ihm mit Gewalt die Taschen voll Geld stecken, dafür aber sollen ihm meine Diener die Pfeife wegnehmen und ihn dann vom Königshofe hinweg führen."

So geschah es auch, und bald stand der Schweinejunge mit gefüllten Taschen draußen allein im Walde, die Frau Königin aber blies mit vollen Backen auf seiner Pfeife, und die sechs Schweine tanzten lustig danach, und war dazumal großer Jubel und viele Lustbarkeit auf dem Königshofe.

Der Schweinejunge war traurig, zürnte der Königin und wollte mit dem vielen Gelde, das er nicht achtete, zu seinem Vater zurückkehren; da kam ein Zwergmännchen daher, klagte sehr über die schlechten Zeiten, sagte auch, daß es in Not sei, und bat um einen Zehrpfennig. „Nach Pfennigen greife ich jetzt nicht mehr in die Tasche," sagte der Schweinejunge, und gab ihm einen Dukaten.

Nach einer Weile kam wieder ein Zwergmännchen, klagte auch über die schlechten Zeiten und bat wieder um einen Zehrpfennig. Da gab er wieder einen Dukaten hin, und so kamen noch viele Zwergmännchen an, und jedes erhielt seinen Dukaten. Der letzte Zwerg aber sagte: „Die Dukaten, die du uns gabst, sollen Glücksdukaten für dich werden; wenn du in Not bist, so magst du uns nur rufen."

Der Schweinejunge hatte nun nur noch zehn Dukaten, und als er damit weiter ging, begegnete ihm der Böse mit einem hübschen Pferde. Der Junge kannte aber den Bösen noch nicht und fragte, was das Pferd kosten solle. „Weil du es bist," sagte der Böse, „so lasse ich dir's für zehn Dukaten, es ist aber unter Brüdern hundert wert. Die übrigen neunzig Dukaten will ich dir schenken, und du kannst dich gleich aufsetzen, unter dem Beding, daß du zuerst mit nach meinem Schlosse reitest."

Das war der Schweinejunge wohl zufrieden, denn der Teufel erschien ihm wie ein feiner und liebreicher Herr. Als sie aber in das Schloß des Teufels kamen, sprach dieser: „Jetzt bist du in meiner Gewalt. Wisse also, daß ich der Teufel bin, und weil ich dir neunzig Dukaten an dem Pferde geschenkt habe und du das angenommen hast, so will ich dir den Hals umdrehen, wenn du mir nicht drei Aufgaben lösen kannst." Es war aber die erste Aufgabe des Teufels, daß er aus

einer Kuh ein Pferd machen müsse; die zweite: um sein Teufelsschloß müsse er eine zehn Fuß hohe und zwei Fuß dicke Mauer ziehen, die Steine dazu waren schon vorhanden. Die dritte Aufgabe war: der Teufel hätte zwischen seinen Jungfern im Schloß eine Prinzessin, die sollte er zwischen den übrigen Jungfern heraussuchen, müsse aber beim ersten Griff sogleich die Prinzessin herausfinden.

Als dem Jungen solches eröffnet war, ging er in den Stall, darin die Kuh stand, und der Teufel schloß ihn ein. Er wußte aber nicht, was er tun solle. Da fielen ihm die Zwerge ein, und er rief also:

„Zwergmännichen, ich rufe Euch,
Kommt her, ich bin in Not;
Ich weiß es, Ihr könnt helfen mir,
Ich gab Euch Geld zu Brot.“

Da erschien sogleich eine Schar Zwerge, fraßen die Kuh bei Stumpf und Stiel auf, darauf zogen sie ein Pferdchen aus der Tasche so groß wie ein Spielpferd, dasselbe wurde immer größer und hatte zuletzt die Größe eines gewöhnlichen Reitpferdes. Als der Teufel kam, war schon alles fix und fertig, und er fand statt der schlechten Kuh das beste Pferd.

Nun ging es aber an die Maurerarbeit, da sagte der Schweinejunge wieder sein Sprüchlein, und die Zwerge kamen in großen Scharen herbei. Sie konnten sich aber unsichtbar machen, so daß sie der Teufel nicht sah, und es waren der Zwerge so viele, daß auf jeden Zwerg kaum fünf Steine kamen, die er legen mußte an der ganzen großen Mauer. So stand denn diese alsbald fertig da, gar hoch und breit. Und nun ging's an die dritte Arbeit.

Als der Junge sein Sprüchlein gesagt hatte, kam der letzte von den Zwergen allein an und gab ihm eine Rute, die sollte er krumm biegen und damit auf die Jungfern zielen, die alle ganz gleich aussähen, ganz schwarz wären und alle in einem großen Saale aufgestellt würden; er sagte auch, diejenige, welche die losgelassene Rute berührte, wäre die Prinzessin. Der Schweinejunge aber traf richtig mit der Rute die Prinzessin und hatte diese jetzt erlöst, deshalb rief eine Stimme:

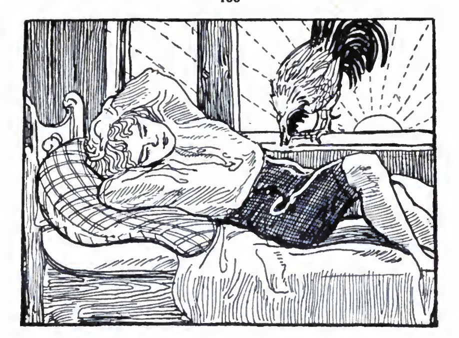
Prinzessin! bring dem Höchsten Dank!
Du bist befreit vom Höllenbrand.

Als der Böse das hörte, sprach er: „Jetzt gehört dir die Prinzessin und die beiden Pferde von Rechts wegen.“ So setzte der Schweinejunge sich selbst auf das Pferd, das er für zehn Dukaten gekauft, nachdem er zuvor die Prinzessin auf das andere Pferd gehoben, das er von den Zwergen erhalten hatte. Darauf zogen beide hin zu dem Vater der Prinzessin, der ein mächtiger König war, und sogleich wurde seine Hochzeit veranstaltet. Auf der Hochzeit aber war auch die Frau Königin eingeladen, welcher der Schweinejunge immer die Ohren gezaust hatte, und sie tanzte mit dem alten Schweinehirten, der seinen Sohn immer geprügelt hatte, den Ehrentanz. Die Frau Königin aber hatte ihre Pfeife und ihre sechs Schweine mitgebracht, und wenn die andern müde waren zu tanzen, so mußten die sechs Schweine nach der Pfeife der Frau Königin tanzen, und sie tanzten noch schöner als alle die Hochzeitgäste.

---

## Das Hirsekorn.

Es war einmal ein armer, armer Junge, der hatte von seiner Mutter, als sie starb, ein kleinwinziges Haferkorn geerbt, und das war all sein Reichtum. Da er nun weder Vater noch Mutter zu verlassen hatte, so meinte er, die Welt sei groß und schön, er wolle sich ein wenig darin umschauen. Also nahm er sein Hirsekorn und wanderte fort. Nicht lange, so begegnete er einem alten Manne mit breitem Hut und einem grauen Mantel, der sah so freundlich aus. „Gott grüß euch, alter Großvater!“ sprach der Junge. „Schönen Dank!“ erwiderte der Mann, „wo gehst du denn hin?“ „Auf Reisen,“ sprach der Junge, „und ich trage all mein Gut bei mir; das ist ein Hirsekorn; wird es mir nicht gestohlen werden?“ Da jammerte den Mann des armen Knaben, und er sprach: „Besorge nichts, mein Kind; du wirst es zwar verlieren, aber dadurch gewinnen!“ Abends kehrte der Junge in einem Dorfe ein, klopfte bei einem Bauer an und bat um Herberge. Als er schlafen ging, legte er sein Hirsekorn aufs Fenster und sprach zum Wirten: „Das ist all mein Reichtum, wird er mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig, mein Sohn, es soll dir in meinem Hause kein Schaden geschehen!“ Am Morgen, als die Sonne ins Fenster



schien, glänzte das Hirsekorn, und der Haushahn, der im Hofe herumstieg und Körner suchte, sah es, flog hin und pickte es auf. Eben war der Knabe erwacht und erblickte den Hahn auf dem Fenster, wie er sein Hirsekorn verschluckte. Da fing er an zu weinen und zu klagen. Der Bauer tröstete ihn und sprach:

„Der Hahn ist dein,
Hat er gefressen das Hirselein."

Nun war der Knabe froh, nahm den Hahn und wanderte weiter. Abends kam er wieder in einem andern Dorfe zu einem Bauer und bat um Herberge; er sprach: „Der Hahn ist all mein Reichtum, wird er mir nicht gestohlen werden?" „Schlafe ruhig, mein Sohn," sprach der Wirt, „auf meinem Hof darf dir kein Schaden geschehen." Frühmorgens aber ging der Hahn im Hofe herum und suchte sich Körner, und wie er einige gefunden hatte, sah dieses das Schwein des Bauern, packte den Hahn und erbiß ihn, die Körner aber fraß es selbst. Als der Knabe am Morgen nach seinem Hahn sah, so lag er

tot, und er fing nun an zu jammern und zu klagen: „O weh mir, das Schwein hat meinen Hahn erbissen!" Da tröstete ihn der Bauer und sprach:

„Nimm hin das Schwein,
Es sei nun dein,
Hat's den Hahn dir erbissen."

Da band der Wirt ihm ein Seil an den Fuß, und der Junge zog weiter. Abends gelangte er wieder in ein Dorf und sprach abermals bei einem Bauern an, und da nahm man ihn freundlich auf. Er sagte aber zum Wirten: „Mein ganzer Reichtum ist dies Schwein, wird es mir nicht gestohlen werden?" „Schlafe ruhig, mein Sohn, auf meinem Hofe darf dir kein Schaden geschehen." Als aber am Morgen eine mutige Kuh des Bauern das fremde Schwein im Hofe sah, lief sie darauf los und erstieß es mit ihren Hörnern. Der Knabe erwachte bald, ging hinaus und sah sein Unglück; da fing er an zu jammern; doch der Bauer tröstete ihn und sprach:

„Die Kuh ist dein,
Hat sie das Schwein
Dir erstoßen!"

band ihr ein Seil um den Hals und übergab sie dem Knaben. Der wanderte jetzt fröhlich weiter und gelangte abends auf einen Edelhof und bat um Herberge; die wurde ihm auch gerne gewährt. Der Knabe aber sprach ganz bescheiden zum Herrn des Hofes, als er schlafen ging: „All mein Reichtum ist diese Kuh, wird sie mir nicht gestohlen werden?" „Schlafe ruhig, armer Junge, auf meinem Hofe soll dir kein Schaden geschehen!" Als am Morgen die Pferde zur Tränke geführt wurden, sprang ein mutwilliger Hengst im Hofe herum. Sowie er die fremde Kuh erblickte, lief er auf sie zu und schlug sie so heftig, daß sie tot hinfiel. Da fing der Junge an zu klagen und zu jammern, als er seine Kuh tot sah; der Edelmannn aber tröstete ihn und sprach:

„Nimm den Hengst für die Kuh
Und den Zaum dazu!"

Da setzte sich der Junge auf das stattliche Roß und ritt fort in die weite, weite Welt und verrichtete viele Heldentaten. Zuletzt ist er noch

auf den Glasberg geritten, hat die Königstochter erlöst und ist König geworden. Seht ihr's, was aus einem armen Jungen werden kann, wenn er's Glück hat!

---

## Der Edelmannssohn.

Ein Edelmann hatte einen Sohn, den er gar sehr liebte. Er gab ihm hundert Taler und ein schwarzes Pferd, damit sollte er in die Welt ziehen. Nach einiger Zeit kam der Junge an ein Wirtshaus, da fand er einige lustige Gesellen, verjubelte mit ihnen all sein Geld und mußte dem Wirt selbst sein Pferd lassen. Darauf zog er wieder nach Haus und bat, daß sein Vater ihn wieder zur Reise ausrüsten sollte. „Gesell, so war's nicht gemeint," sprach der Alte, „daß du das Geld auf diese Weise unter die Leute bringen sollst," gab ihm aber doch bereitwillig diesmal ein Rotpferd und fünfhundert Taler. Damit zog der Junker wieder in die Welt, kam wieder in das Wirtshaus, fand andere Gesellen dort und vertat mit ihnen wieder fast all sein Geld bis auf das Rotpferd im Stall, das er mit sich nahm. Darauf ging er in die Stadt und wurde Soldat zu Pferde. Er verstand aber sein Roß nicht selbst zu putzen und mußte Knechte dazu annehmen. Als sein Geld all war, wollten diese auch sein Pferd nicht mehr putzen und gingen davon. Da gab ihm ein gewitzter Kamerad den Rat, an seinen Vater zu schreiben: er sei Leutnant geworden. Das tat er auch. Sein Vater schickte ihm neunhundert Taler, und sogleich waren die Knechte wieder da und putzten und striegelten das Rotpferd. Nach einer Weile war sein Geld all, und sogleich verließen die Knechte ihn wieder. Da gab ihm ein gewitzter Kamerad den Rat, an seinen Vater zu schreiben, daß er Rittmeister wäre. Sogleich schickte sein Vater ihm dreizehnhundert Taler, und die Knechte waren wieder da und putzten und striegelten den Rotfuchs. Als das Geld wieder all war, verschwanden auch sogleich die Knechte, und ein gewitzter Kamerad riet, daß er schreiben solle: er sei Oberst. Da schickte der Edelmann zweitausend Taler, und sogleich waren die Knechte wieder da und striegelten das Rotpferd. Als das Geld all war, waren sie geschwind

wieder fort. Da gab ihm ein gewitzter Kamerad den Rat, daß er an seinen Vater schreiben solle: er sei General.

Als der Edelmann diesen Brief empfing, sprach er: „Fürwahr, mein Sohn macht mir Freude, ich werde ihn einmal besuchen und das Geld selbst überbringen." Weil er aber nicht sogleich abreisen konnte, so wurde das Rotpferd lange Zeit nicht gestriegelt, und deshalb ward sein Sohn auf die Wache gebracht. Unterdes langte der Edelmann mit viertausend Talern an und hörte, daß sein Sohn nicht General, sondern noch ein gemeiner Soldat sei. Da reiste er sogleich wieder ab, nahm das Geld mit sich und ließ seinen Sohn im Gefängnis sitzen.

Als dieser losgelassen wurde, hörte er, was vorgefallen war, und weil er wußte, daß er nun kein Geld von Haus mehr bekam, um es mit seinen Kameraden zu vertrinken und das Rotpferd dafür striegeln zu lassen, so schloß er sich an sechs andere Soldaten an, die eben desertieren wollten.

Da sie nun schon eine Zeitlang über die Grenze sein mochten, kamen sie an einen grünen Platz, darauf ließen sie ihre Pferde grasen. Unterdessen sahen sie, wie eine Klippe sich auseinander tat und sieben Hirsche mit goldenen Ringen um die Hörner herauskamen. Da zogen sie sogleich hinein und fanden ein verwünschtes Schloß. Vor den Toren standen zwei Reihen Soldaten, welches aber Geister waren, und präsentierten, als sie einzogen. Das gefiel den desertierten Soldaten gar wohl. Sie zogen ihre Pferde in den Stall, gaben ihnen von dem dastehenden Hafer in die Krippen und gingen dann in die Zimmer des Schlosses. Dort war alles wüst und leer. Als aber einer zum andern sprach: „Bruder, ich bin hungrig," stand sogleich eine große Schüssel voll Speise auf dem Tisch, und daneben standen sieben Teller und sieben Löffel. Nach Tische sprachen sie auch zu einander: „Hätten wir jetzt doch auch Wein und eine Pfeife Tabak"; und sogleich waren sieben Flaschen Wein und sieben Pfeifen nebst Tabak da. Am Abende kamen auch die sieben Hirsche mit goldenen Ringen um die Hörner wieder herein, und die Klippe schloß sich hinter ihnen zu. Danach gingen die sieben Soldaten zu Bett, denn für jeden war eine kostbare Kammer mit einem prächtigen Bett in dem Schlosse.

In der Nacht kam einer der Geister, die vor dem Schlosse Wache standen, an des jungen Edelmanns Bett und sprach: „Schläfst du oder


Druck v. H. KÖHLER, Mchn.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

wachst du?" „Ich schlafe nicht, ich wache," antwortete er. „So höre denn," sprach der Geist weiter. „Die sieben Hirsche, welche ihr gesehen habt, sind sieben verwünschte Prinzessinnen. Wenn ihr sieben Jahre in diesem Schlosse bleiben wollt, so habt ihr sie erlöst; jeder bekommt eine Prinzessin zur Frau, und alle Schätze des Schlosses sind euer." Dies trug er am andern Morgen seinen Kameraden vor, die aber wollten nichts von seinem Vorschlage hören; sie hatten ein Bund Schlüssel gefunden, das die Schatzkammer aufschloß, füllten sich ihre Mantelsäcke mit Gold und gedachten davon in der Welt lustiger zu leben, denn daß sie sieben Jahre in solcher Einsamkeit auf die Erlösung der Prinzessinnen harrten. Traurig mußte der junge Edelmann tun wie seine Kameraden und sich auch den Mantelsack mit Gold füllen. Als sie sahen, daß an diesem Tage die sieben Hirsche wieder auf die Weide gingen, folgten sie ihnen nach durch die offenstehende Klippe: die Geister aber, die am Schloßtore Wache standen, schüttelten verdrießlich ihre bärtigen Köpfe.

Die sieben Soldaten kamen in eine Stadt, dort nahmen sie sich Weiber und kauften sich von ihrem Golde prächtige Häuser. Nur der junge Edelmann heiratete noch nicht und zog noch weiter in der Welt umher. Nach einem Jahre kam er wieder durch die Stadt, da hatten seine Kameraden all ihr Geld vertan und sprachen: „Kamerad, jetzt ziehen wir wieder nach dem verwünschten Schlosse und holen uns Gold aus der Schatzkammer." „Tut, wie ihr wollt," antwortete der Jüngling, „doch wenn ich mit euch gehe, so bleibe ich sieben Jahr da und sehe, ob ich nicht die Eine der sieben Prinzessinnen erlösen kann." Darüber spotteten seine Kameraden, er aber ließ sich nicht irre machen. Als sie auf den grünen Platz vor der Klippe kamen, grasete nur ein Hirsch mit goldenen Ringen um das Geweih dort und sah die Soldaten traurig an. Die Sieben ritten durch die offenstehende Klippe und durch das Schloßtor; dort standen die Geister noch immer Wache und schauten grimmig auf die sechs Gefährten des jungen Edelmanns. Als sie ihre Pferde in den Stall zogen, fanden sie dort nur für ein Pferd Hafer und Heu. Da sie in den Speisesaal gingen und sich zu essen wünschten, kam nur ein Teller und ein Löffel, und wenn ein anderer als der junge Edelmann mit dem Löffel essen wollte, schnapp! war er ihm vom Munde verschwunden. Sie wünschten

sich Wein, aber es kam nur eine Flasche, und wenn ein anderer als der Edelmannssohn sich an dem köstlichen Getränk laben wollte, verschwand ihm das Gefäß vom Munde, er wußte nicht wie. Sie wünschten sich jeder eine Pfeife Tabak, aber es kam nur eine Pfeife für den jungen Edelmann. Danach wollten sich die sechs hungrig zu Bett legen, aber da waren auch die sechs Betten verschwunden, und nur des jungen Edelmanns Bett stand noch da und kostbarer denn zuvor. Seine Kameraden mußten deshalb auf dem Fußboden schlafen, und am andern Morgen standen sie in aller Frühe auf der Lauer, um zu sehen, ob der Hirsch mit goldenen Ringen um das Geweih nicht bald aus der Klippe gehen würde. Als sie aber meinten, es sei Zeit, und die Schatzkammer aufschlossen und hineingingen, ihre Mantelsäcke zu füllen, drehten die Geister ihnen den Hals um.

Der junge Edelmann blieb in der Einsamkeit und fürchtete sich nicht vor den Geistern im verwünschten Schlosse. Als die sieben Jahre bald um waren, zeigte sich ihm oft die Prinzessin in ihrer menschlichen Gestalt und ermahnte ihn standhaft auszudauern. Das tat er auch, und als die Zeit wirklich herum war, war der Hirsch mit goldenen Ringen ums Geweih für immer erlöst und reichte ihm als eine schöne Prinzessin die Hand. Auch alle die Geister aber waren erlöst, und lustig exerzierten viele Regimenter von Soldaten um das Königsschloß her.

Nach einiger Zeit beschloß der junge König einmal in seine Heimat zu reisen und seinem Vater einen unverhofften Besuch zu machen. Darum ließ er vier Wagen mit Geld für seinen Vater beladen und nahm fünfzig Mann Soldaten zur Bedeckung mit. Nach drei Tagen kamen sie in einen dichten Wald, verloren sich darin und gelangten endlich mitten im Walde an ein großes, schönes Gasthaus. Darin waren hundert junge Gäste, die aßen und tranken und sangen und jubelten, wie auch die Diener und Dienerinnen, und ein altes Mütterchen, welcher die Gastwirtschaft gehörte, war — der Räuberhauptmann. Der König und seine Soldaten merkten aber nicht, daß sie in einer Räuberhöhle waren, und hatten ihre Freude daran, wie sie so flink von den verkleideten Räubern bedient wurden und die hundert Gäste so lustige Lieder sangen. Am Abende trat die Alte zu dem jungen König und sagte, daß die Vornehmen von ihren Gästen jeden Abend in einem kostbaren Gemach Karten zu spielen pflegten, und lud ihn ein, daran

teilzunehmen. Das gefiel dem jungen König gar wohl, und in wenigen Stunden hatte er seine vier Wagen mit Geld und zuletzt selbst seine Königskleidung verspielt. Unterdessen hatten die Räuber in den andern Gemächern die Soldaten beim Trunk umgebracht und die Fuhrleute und anderen Diener des Königs gefesselt und ihnen angekündigt, daß sie unter ihre Räuberbande treten oder sterben sollten. Den König entkleideten sie auch seiner kostbaren Kleidung und warfen ihn nackt und bloß in eine Grube im Walde. Von seinem Hülferuf wurde ein Einsiedler herbeigezogen, der durch den Wald ging; er half ihm aus der Grube und bekleidete ihn mitleidig mit seinem blauen Kittel und seiner alten leinenen Hose. Dafür gab der König ihm einen goldenen Ring, den die Räuber ihm abzuziehen vergessen hatten.

So ging der König zu seinem Vater nach Hause. Als er aber dort in der leinenen Hose ankam, meinte jener, daß er nichts als ein entlaufener gemeiner Soldat sei. Darum mußte der König zur Strafe die Schweine hüten, und wenn er abends heimkehrte, so sperrte ihn sein Vater auch in den Schweinskoben, brachte ihm auch dahin das Essen und schlug ihn, wenn er in dem Schweinskoben sein Unglück beklagte und sagte, daß er ein mächtiger König geworden sei und eine schöne und tugendreiche Gemahlin habe.

Aber ein guter, freundlicher Stern wachte auch noch über dem unglücklichen und in Elend und Schmach lebenden König. Denn als sein holdes Gemahl ersah, daß er nicht zurückkehrte, ward sie gar unruhig, ließ acht Wagen mit Geld beladen, nahm viele Hornisten und hundert Mann Soldaten zur Bedeckung mit sich und machte sich auf die Reise zu ihrem Schwiegervater. Nach drei Tagen gelangten sie in einen dichten Wald, verirrten sich und kamen in das schöne Wirtshaus. Da ward die Königin mit ihrem Gefolge von den verkleideten Räubern gar herrlich aufgenommen und bewirtet. Allein die Diener des Königs, welche unter die Räuberbande hatten treten müssen, sagten ihr heimlich, daß sie in einer Räuberhöhle sei, und warnten die Königin, daß sie sich ja nicht zum Spiele niedersetzen sollte. Am Abend kam der Räuberhauptmann, der in die alte Wirtin verkleidet war, und sagte: es wäre ein kostbares Bankett zugerichtet und seien viel reiche junge Herren unter seinen Gästen; die gelüstete es, mit der

Königin Karten zu spielen. „Mich aber," sprach da die Königin, „gelüstet es zuerst mit den Herren einen Tanz aufzuführen, und sollen alle die Herren, die hier im Hause sind, und alle die Jungfrauen, die in der Küche kochen und braten, hereinkommen und mit meinen Soldaten nach der Musik, welche meine Hornisten machen werden, tanzen." Den Soldaten war zuvor Bescheid gesagt, und als die Räuber meinten, es würde zum Tanz geblasen, bliesen die Hornisten ein anderes Signal, und die Soldaten ergriffen die dargebotene Hand der Räuber und töteten sie alle bis auf die früheren Diener des Königs und die alte Wirtin, die sich noch zu rechter Zeit versteckt hatte. Am andern Morgen befahl die Königin das Haus nach ihr zu durchsuchen, und weil sie das gehört hatte, so kam sie freiwillig die Treppe heruntergegangen, übergab der Königin alle Schlüssel des Hauses und bat, daß sie doch einer alten Frau schonen möchte. Da sprach die Königin: „So wahr du ein altes Weib bist, sollst du auch leben!" ergriff die Schlüssel zu all den Schätzen, welche dem König und andern Reisenden im Spiel abgenommen waren, und hieß die Alte an einen Baum aufhängen. Denn sie hatte schon gehört, daß die alte Wirtin der Räuberhauptmann und keine alte Frau wäre.

Danach zog die Königin weiter, kam zu dem Einsiedler und sah des Königs Ring an seinem Finger. Von ihm erfuhr sie, daß ihr Gemahl nicht tot, sondern in schlechter Kleidung zu seinen Eltern gereist sei. Vor Freuden über diese Nachricht und aus Dankbarkeit übergab die Königin dem Einsiedler die Schlüssel des Räuberhauses, hieß ihn von den dort aufgehäuften Schätzen nehmen, so viel er möchte, und das Übrige an die Armen verteilen.

Als die Königin in das Dorf kam, darin ihr Schwiegervater wohnte, ließ sie alle ihre Soldaten gegen gute Bezahlung bei den Bauern einquartieren, sie selbst aber nahm ihre Wohnung auf dem Edelhofe. Da mußte der König auf Geheiß seines Vaters des Mittags bei Tische aufwarten, durfte aber selbst nicht mitessen. Die Königin erkannte ihren Gemahl wohl, gab ihm aber einen Wink, daß er nicht tun sollte, als ob sie seine Gemahlin sei. Auf den Abend wurde der König wieder in den Schweinskoben gesteckt, allein die Königin war mitleidig, schob den Riegel hinweg, ließ ihn heraus und legte ihm seine Königskleidung an, die sie aus dem Räuberhause mitgebracht



hatte, öffnete die Tür mit vielem Geräusch und ließ ihre Hornisten, die auch mit in diesem Bauernhause waren, blasen, als ob sich etwas gar Freudiges ereignet hätte. Da sprang der Edelmann mit seinen Dienern vom Lager auf, und alle rieben sich verschlafen die Augen,

aber die Königin sprach: „Freuet euch mit mir! Denn mitten in der Nacht ist mein Herr und Gemahl mir nachgekommen!" Der Edelmann und seine Diener schauten ganz geblendet auf den jungen König, den sie nicht erkannten, und machten ohne Unterlaß tiefe Bücklinge vor ihm, dachten auch den ganzen folgenden Morgen nicht daran, den andern aus dem Schweinskoben herauszulassen. Als es bald Mittag war und sie ihn bald herauslassen wollten, daß er bei Tische aufwarten könnte, seufzte der König tief. Da fragte sein Vater, ob denn Könige auch zu seufzen Ursache hätten? und der König sagte: „O ja". Und zum Beweis erzählte er, daß er einen Vater habe, der ihn immer in den Schweinskoben gesperrt und geschlagen, und daß er jetzt auch glaubte, er säße noch darin, und ihm an diesem Tage nicht einmal sein ärmliches Futter dahin gebracht hätte. Da weinte der alte Edelmann laut mit allen seinen Dienern, denn er erkannte seinen Sohn. Der König aber verzieh seinem Vater, und als der Edelmann sprach: „Laß mich mit dir ziehen, mein Sohn, daß ich all deine Herrlichkeit mit genieße," erlaubte der junge König es gern. Allein die Königin sprach: „Nicht anders kann das geschehen, als wenn Ihr euch einer Strafe dafür unterwerft, daß Ihr meinen Herrn und Gemahl in den Schweinsstall geworfen habt." Der König wollte freilich nicht dulden, daß sein Vater die Strafe leiden sollte, aber der Edelmann sprach: „Ich ziehe nicht anders mit Euch, es sei denn, daß ich zuerst die Strafe leiden muß."

Darauf verteilte der junge König die Schätze, welche auf die acht Wagen geladen waren, in dem Dorfe, und dann nahmen sie den Edelmann mit sich und zogen zurück nach dem Königsschlosse. Dort bestimmte die Königin, daß der Edelmann sechs Wochen lang die Puter füttern mußte, was dem jüngsten Verwalter zukommt, weshalb auch die, welche die Wirtschaft erlernen, die Puterjungen genannt werden. An dieser Strafe ließ die Königin sich genügen, bewirtete und verpflegte auch den alten Edelmann in dieser Zeit schon aufs schönste und beste, und als die Strafzeit vorüber war, lebten sie alle miteinander in Herrlichkeit und in Freuden bis ans Ende

---

## Warm und kalt aus einem Munde.



Es war einmal ein Mann, der schlug tief im Walde Holz. Zu diesem kam ein Waldmännlein, das gar freundlich zu ihm sprach. Es war aber sehr kalt, denn es war mitten im Winter, und den Mann, der Holz hackte, fror es sehr an seine Hände. Oft legte er die Axt bei Seite und hauchte in die hohlen Hände, um sie dadurch zu erwärmen. Das Waldmännlein sah dies, und fragte ihn, was das zu bedeuten habe. Der Holzschläger erklärte ihm, daß er durch den Hauch seines Mundes seine erfrornen Hände erwärmen wolle; das Männlein glaubte es und war mit dem Aufschlusse zufrieden. Da kam endlich Mittagszeit, und der Holzschläger schickte sich an, am Feuer sein Mittagsmahl zu bereiten, und kochte sich den fetten Schmarren. Noch immer war das Waldmännlein bei ihm und sah ihm neugierig zu. Der Holzfäller aber hatte gar sehr Hunger und wollte nicht warten, bis die Speise abgekühlt war, sondern aß davon vom Feuer her. Da dieselbe aber noch recht heiß war, blies er mit seinem Munde auf jeden Löffel voll. Das Waldmännlein nahm dies Wunder, und es sagte: „Ist der Schmarren vom Feuer her nicht warm genug, daß du noch daranbläst, wie an deine erfrornen Hände?" Der Holzschläger aber erklärte ihm, daß er dies tue, um den heißen Bissen abzukühlen. Das konnte das Waldmännlein aber nicht mehr fassen. Es sprach zum Holzschläger: „Du bist ein ganz unheimliches Wesen; aus deinem Munde kommt bald warm, bald kalt, bei dir mag ich nicht länger verweilen." Und augenblicklich ging das Waldmännlein davon. Das war aber einmal ein gescheites Waldmännlein!

## Der Sauhirt und der Ratsherr.

Ein junger Sauhirt hütete seine Schweine an einer Landstraße. Da kam des Wegs ein vornehmer Herr daher. Vor diesen trat der Junge und fragte: „Seid ihr ein Ratsherr?"

„Jawohl," sagte der Fremde.

„Sa ratet einmal, was ich in diesem Beutel habe."

„Darin hast du ein Stück Brot."

„Nichts da," sagte der Junge, „ich sehe wohl, daß ihr auch kein Ratsherr seid."

Diese Keckheit des Jungen verdroß den Herrn, und er sagte zu ihm: „Komm morgen einmal zu mir in mein Haus, dann will ich dir etwas geben." Er wollte ihn aber von seinen Hunden zerreißen lassen.

Des andern Tages machte sich der Junge auf den Weg; da sah er neben der Straße einen Hasen im Klee sitzen, den fing er und steckte ihn in sein Ränzlein. Als er in den Hof des reichen Mannes kam, sprang ein ganzes Rudel Hunde auf den armen Jungen los, die ihm mit entsetzlichem Gebelfer ihre scharfen Zähne wiesen. Da ließ der Junge schnell sein Ränzlein aufgehen und den Hasen herausspringen. Sogleich stürzten sich alle Hunde über den Hasen und liefen, da dieser das Freie suchte, zum Tore hinaus. So gerettet ging der Junge in das Haus des Ratsherrn, der gerade bei Tafel saß. Der Bursche bedachte sich nicht lange und setzte sich auch dazu. Eben stand ein großes Stück Wildbret auf dem Tische, dessen bester Teil dem Herrn zugekehrt war. Dem Jungen mißfiel das. Indem er verwundert sagte: „Da habt ihr eine schöne Schüssel," drehte er den besten Teil nach seiner Seite. „Die Schüssel kostet auch viel Geld," antwortete der Herr und kehrte die Schüssel wieder sich zu. Der Junge erwiderte: „Kostet die Schüssel viel Geld, so ist sie's auch ehrlich wert," und wieder stand das Beste vor dem Sauhirten. Da gab der Herr endlich nach, der Bursche aber ließ sich's wohl schmecken. Gleich darauf wurden zwei Schüsseln mit gebackenen Fischen aufgetragen; die eine mit kleinen Fischen setzte man vor den Sauhirten, die andere mit großen vor den Herrn. Da nahm der Junge einen von den kleinen

Fischchen und hielt ihn an sein Ohr. Der Herr fragte: „Was horchst du da?" — Der Junge erwiderte: „Mein Vater ist im Rheine ertrunken, darum wollte ich dieses Fischchen fragen, wo er wäre."

„Und was sagt es denn?"

„Es sagt, es könnte nichts wissen, weil es noch zu klein sei, das wüßten nur die großen Fische da." —

So bekam der Junge mit guter Ehre auch die großen Fische. Der Herr war aber nicht wenig aufgebracht, daß ihm der Kleine die besten Bissen weggeschnappt habe und gab seinem Diener den Auftrag, ihn draußen durchzuholzen. Er sprach daher zu ihm: „Gehe mit meinem Diener in den Keller und probiere auch einmal meinen Wein." So geschah es. Als aber der Diener seinen Prügel hervorzog, riß der Junge so schnell als möglich aus einem großen Fasse den Zapfen. Da mußte nun jener, um den Wein zu retten, hinzuspringen und den Daumen ins Loch stecken. Das machte sich der kleine Pfifferling zu nutz, nahm den Stock des Dieners und zählte ihm einige Dutzend über, daß er laut aufschrie. — Der Herr, der oben im Fenster lag und das Schreien hörte, freute sich sehr, denn er wähnte, die Prügel fielen auf den Rücken des Sauhirten. Der aber, des Holzens müde, steckte sich schnell von den Mundvorräten im Keller das Ränzlein voll und eilte nach oben.

Als der Herr ihn erblickte, fragte er mit schadenfrohem Lächeln: „Wieviel hast du gekriegt?" — „O," sagte der Junge, auf den Ranzen deutend, „so ungefähr für drei Tage genug." — Mit diesen Worten entfernte sich der Junge eiligst. Der Diener aber stand noch immer bei dem Fasse und hielt den Daumen in das Zapfenloch. Wenn sein Herr nicht endlich in den Keller gekommen wäre und ihn befreit hätte, — stünde er heute noch da.

---

## Die zwei Künstler.

Ein Goldschmied und ein Wahrsager kamen an einem Sonntage in einem Wirtshause zusammen. Sie fingen an, mit ihren Künsten zu prahlen, und da keiner dem andern nachgeben wollte, so beschlossen sie, es etwas gelten zu lassen. Sie wetteten also dreihundert Gulden, die derjenige bekommen sollte, der in einer Woche das größere Kunststück zuwege bringen würde.

Der Goldschmied ging schon am Montag zu seiner Arbeit und saß den ganzen Tag in der Werkstätte. Wenn jemand sagte, er solle doch bald Feirum lassen[1]), so dachte er sich: du hast leicht sagen, du weißt nicht, was es gilt. Der Wahrsager aber tat, als ob ihm gar nichts daran läge, kam alle Abend fein fleißig ins Wirtshaus und trank sich einen tüchtigen Dusel an. Da der Goldschmied sah, daß sein Wettgeselle alle fünf gerade sein ließ, zweifelte er gar nimmer, daß er gewinnen werde. Wie aber die Woche zu Ende ging und schon der Freitag da war, fing auch der Wahrsager an zu arbeiten, um bis zum Sonntage mit seinem Kunststücke fertig zu werden.

Am Sonntage kamen die beiden Künstler ins Wirtshaus, und es sagte einer zum andern: „Nun, laß schauen, was du hast." Da ließ der Goldschmied ein Becken mit Wasser bringen, packte dann etliche Goldfische aus und warf sie ins Wasser. Da fingen sie an herumzuschwimmen und aufzuhüpfen wie lebendige Fische, und er meinte, so ein Stück habe der Wahrsager doch nicht zu stande gebracht. Der Wahrsager lachte ihn aber aus, zog zwei Flügel aus seiner Tasche und schwang sich dieselben über die Achseln. Dann hob er sich vom Boden, flatterte zum Fenster hinaus und flog dreimal um das Haus herum. So oft er wieder einmal herumgeflogen war, schaute er zum Fenster herein, zum Zeichen, daß er wieder einen Flug ums Haus gemacht habe. Der Goldschmied wollte kaum seinen Augen trauen, allein endlich mußte er doch glauben, was er sah, und als der Wahrsager nach der dritten Runde zum Fenster hereinschoß, hieß es den Beutel auftun und die dreihundert Gulden bezahlen.

Der Wahrsager hatte einen Sohn, dem das Fliegen seines Vaters gar so gut gefiel, daß es ihm keine Ruhe ließ, bis er nicht auch die Flügel probierte. Er schwang sich die Flügel auf die Achsel und flog auf. Wie er aber einmal in der Höhe war, da ging's mit ihm fort, wie der Wind, und er mochte anstellen, was er wollte, er konnte nicht wieder herabkommen. Es schwindelte ihn ganz, wenn er auf die Erde hinabschaute und ein Dorf nach dem andern, eine Stadt nach der andern unter ihm vorbeilief.

Er war schon lange Zeit so fort geflogen, da gelang es ihm endlich, in einem fernen, fernen Lande auf den Boden zu kommen.

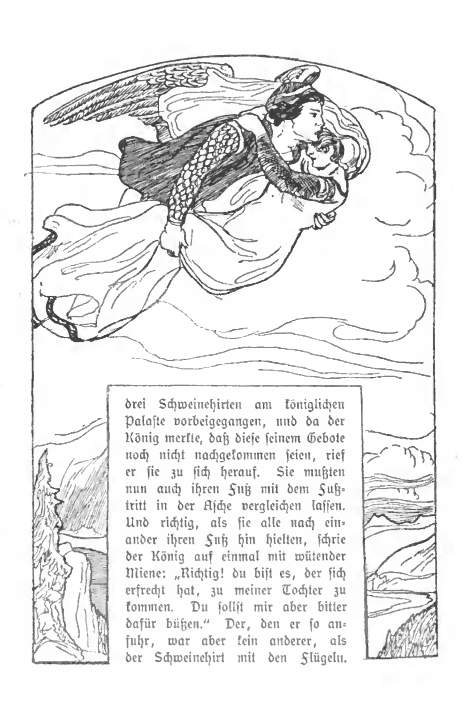
1) mit der Arbeit aufhören.

Als er sich umschaute, sah er einige Schweinehirten neben sich, die ihn anschauten, wie die Narren, weil sie nicht wußten, wie er da zuweg geflogen kam. Er besann sich nicht lange, was er zu den Hirten sagen sollte, denn auf der langen Reise hatte er einen Hunger bekommen, daß ihm der Magen völlig hinabfiel. Er bat also zu allererst um ein Stück Brot. Den Hirten kam das sonderbar vor, daß der rüstige, schön gekleidete junge Herr, der aus der Luft geflogen kam, um ein Stück Brot bat. Weil er aber gar so inständig bat und man ihm die Mattigkeit an allen Gliedern ansehen konnte, so hatten sie Mitleid mit ihm, reichten ihm nicht nur Brot zur Stillung des Hungers, sondern gaben ihm auch Arbeit, sodaß er bei ihnen bleiben und sich sein Brot unter ihnen verdienen konnte. Des war der Sohn des Wahrsagers froh und blieb bei den Hirten.

Nicht weit von dem Platze, wo diese ihre Schweine hüteten, wohnte der König des Landes. Der hatte eine wunderschöne Tochter, die er aber immer eingesperrt hielt, so daß niemand zu ihr kommen konnte. Er hatte sogar den Fußboden des Zimmers mit Asche bestreuen lassen, damit es schnell aufkäme, wenn einer es wagte, seine Tochter zu besuchen.

Auch der Sohn des Wahrsagers hörte von der schönen Königstochter und ihrem strengen Vater erzählen. „Wart nur," dachte er sich, „ich komm schon doch hinein, wenn auch alles verriegelt und versperrt ist." Er nahm seine Flügel, schwang sich auf und flog zu dem Fenster der Königstochter. Mit kräftiger Stimme rief er zu ihr hinein: „Ich bin der Engel Gabriel und bin vom Himmel gekommen, um dich aus deiner Gefangenschaft zu retten." Dann flog er wieder weg und kam ein zweites und drittes Mal wieder und sagte die nämlichen Worte. Einmal flog er gar durch das Fenster hinein und trat mit einem Fuße in die aufgestreute Asche, so daß sein Fußtritt darin sichtbar blieb.

Als nun der Engel Gabriel wieder weg war und der König zu seiner Tochter in das Zimmer trat und den Fußtritt in der Asche bemerkte, da wurde er krebsrot vor Zorn und gab sogleich Befehl, daß alle seine Untertanen vor ihm erscheinen müßten. Als nun die Leute von allen Orten und Enden seines Reiches zusammenkamen, da mußten alle versuchen, ob ihr Fuß in den in die Asche gedrückten Fußtritt passe. Allein keiner wollte passen, und der König meinte schon, daß alle seine Mühe vergeblich sei. Eines Tages kamen



drei Schweinehirten am königlichen Palaste vorbeigegangen, und da der König merkte, daß diese seinem Gebote noch nicht nachgekommen seien, rief er sie zu sich herauf. Sie mußten nun auch ihren Fuß mit dem Fußtritt in der Asche vergleichen lassen. Und richtig, als sie alle nach einander ihren Fuß hin hielten, schrie der König auf einmal mit wütender Miene: „Richtig! du bist es, der sich erfrecht hat, zu meiner Tochter zu kommen. Du sollst mir aber bitter dafür büßen.“ Der, den er so anfuhr, war aber kein anderer, als der Schweinehirt mit den Flügeln.

Der König befahl nun, man solle seine Tochter und den Schweinehirten in abgesonderte Gemächer einsperren, er werde dann beide der verdienten Strafe überantworten. Wie der Schweinehirt das hörte, erhob er seine Stimme und sprach: „O König! möchtest du mir nur eine Bitte noch gewähren, so wollte ich gerne meine Strafe aushalten."

„Was willst du noch?" fragte barsch der König.

„Ich bitte dich, daß du mir erlaubst, deiner Tochter nur einen einzigen Kuß zu geben, bevor ich auf immer von ihr scheide."

Das wurde ihm gerne gewährt. Als nun die Prinzessin herbeikam, eilte der Schweinehirt auf sie zu, schlang seine Arme um sie und gab ihr einen herzhaften Kuß. Dann ließ er sie aber nicht los, sondern fing an, seine Flügel zu schlagen, flog zum Fenster hinaus und trug die Königstochter mit sich durch die Luft. Jetzt hatte der König eine lange Nase und mochte Gift und Galle speien, — alles half ihm nichts.

Der Schweinehirt flog mit der schönen Jungfrau seinem Vaterlande zu, und nach einer langen, langen Luftfahrt kam er endlich in demselben an und kehrte mit der Prinzessin im nächsten Wirtshause ein. Hier fand er mehrere Gäste, welche sich eben erzählten, daß vor einigen Jahren der Sohn des Wahrsagers mit den wunderlichen Flügeln fortgekommen sei. Er hörte eine Weile ihrem Gespräche zu. Endlich aber stand er von seinem Sitze auf, trat vor die übrigen Gäste und sagte: „Der Sohn des Wahrsagers, von dem ihr da redet, steht vor euch, und die schöne Jungfrau da drüben ist eine Königstochter, die ich als meine Braut mit mir heimgebracht habe!"

Die Gäste schauten ihn groß an, und als sie ihn als denjenigen erkannten, der vor mehreren Jahren davongeflogen war, da staunten sie nicht wenig über seine plötzliche Zurückkunft.

Der Sohn des Wahrsagers aber hielt Hochzeit mit der schönen Königstochter und lebte mit ihr glücklich bis an sein Ende.

---

## Die Uhr, die Flöte, das Rohr und der Hut.

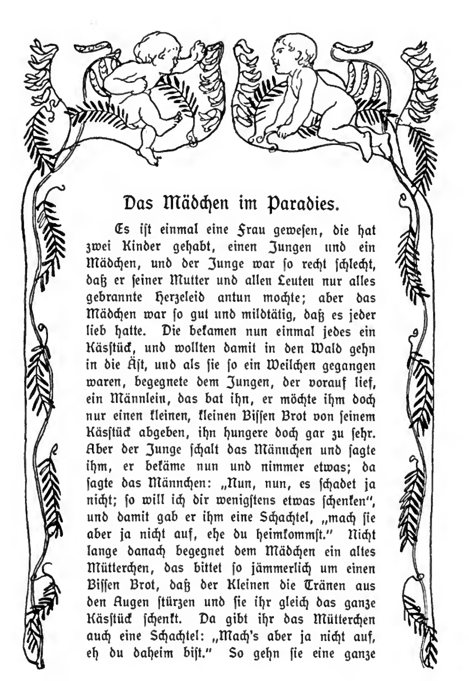
Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei Söhne, einen dummen und einen klugen. Der Kluge wollte gern freien und konnte keine Frau bekommen, der Dumme aber besuchte Tag für Tag einen Zwerg

im Walde und schenkte ihm Brot. Als nun der Zwerg einst krank war und wußte, daß er sterben würde, schenkte er ihm eine Uhr, eine Flöte, ein Rohr und einen Hut. Wenn man den einen Zeiger der Uhr herum schob, so kamen zehntausend Mann Soldaten anmarschiert und waren bereit zum Kampf. Wenn man die Flöte blies, so kamen fünfhundert Musikanten und bliesen sogleich die schönsten Stücke. Wenn man das Ohr ans Rohr hielt, so hörte man jedes Wort und alles, was in der Welt vorging, und so oft man den Hut herumdrehte, fiel das schiere Gold heraus.

Als der Zwerg tot war, drehte der Dumme ein wenig an dem Hut und versah sich mit Geld, dann aber legte er sein Hörrohr ans Ohr, und da hörte er sogleich ein armes Mädchen seufzen: „Ach, nun krieg ich keinen Mann!" Da blies er in seine Flöte, und fünfhundert Musikanten erschienen. Denen befahl er, das arme Mädchen mit Musik einzuholen, führte es auch selbst unter Musik seinem Bruder zu, stellte sogleich die Hochzeit an, drehte auch an dem Hochzeitstage so oft am Hute, daß er Geld unter die Leute werfen konnte und daß sein Bruder noch für sein ganzes Leben mit seiner Frau genug daran hatte.

Einst sah er in einer großen Stadt einen Trupp Menschen zusammenstehen und fragte: „Ihr guten Leute, was gibt's denn hier?" „Ei," antworteten die, „wir erwarten die neueste Post aus Spanien, denn der König von Spanien hat Krieg." „Ich will eure Neugier befriedigen, ihr sollt die allerneueste Nachricht haben, noch warm wie eine gebratene Taube," sagte der Dumme. Er legte sein Hörrohr an und hörte, wie der König von Spanien, der hart bedrängt war, jämmerlich um Hilfe rief, auch dem, der ihn aus seiner Not erretten würde, seine Tochter versprach. Da vergaß er alles um sich her, zog seine Uhr aus der Tasche, schob den einen Zeiger herum, und sogleich kamen zehntausend Mann Soldaten an, daß die Neugierigen erschreckt auseinander stoben. Da blies er auch noch in die Flöte, daß die fünfhundert Musikanten ankamen, hieß sie einen Marsch anstimmen, führte sein Heer dem König von Spanien zu Hilfe und befreite ihn aus den Krallen seiner Feinde. Da stellte der König von Spanien sogleich die Hochzeit an, und der Bauernsohn erbte nach seinem Tode das Reich.

---



## Das Mädchen im Paradies.

Es ist einmal eine Frau gewesen, die hat zwei Kinder gehabt, einen Jungen und ein Mädchen, und der Junge war so recht schlecht, daß er seiner Mutter und allen Leuten nur alles gebrannte Herzeleid antun mochte; aber das Mädchen war so gut und mildtätig, daß es jeder lieb hatte. Die bekamen nun einmal jedes ein Kässtück, und wollten damit in den Wald gehn in die Äst, und als sie so ein Weilchen gegangen waren, begegnete dem Jungen, der vorauf lief, ein Männlein, das bat ihn, er möchte ihm doch nur einen kleinen, kleinen Bissen Brot von seinem Kässtück abgeben, ihn hungere doch gar zu sehr. Aber der Junge schalt das Männchen und sagte ihm, er bekäme nun und nimmer etwas; da sagte das Männchen: „Nun, nun, es schadet ja nicht; so will ich dir wenigstens etwas schenken", und damit gab er ihm eine Schachtel, „mach sie aber ja nicht auf, ehe du heimkommst." Nicht lange danach begegnet dem Mädchen ein altes Mütterchen, das bittet so jämmerlich um einen Bissen Brot, daß der Kleinen die Tränen aus den Augen stürzen und sie ihr gleich das ganze Kässtück schenkt. Da gibt ihr das Mütterchen auch eine Schachtel: „Mach's aber ja nicht auf, eh du daheim bist." So gehn sie eine ganze

Zeit lang im Walde umher, da kann's der Junge nicht länger aushalten und sagt: „Ich muß sehn, was in der Schachtel ist, und kostet es mein Leben." Seine Schwester will ihn abhalten, er solle doch gehorsam sein, das Männchen habe es ihm ja ausdrücklich verboten, aber er hört nicht und macht den Deckel auf. Da fliegt der Teufel daraus hervor und dreht ihm das Genick um. Als das Mädchen aber ihre Schachtel zu Haus öffnet, treten daraus der liebe Gott und unser Herr Christus hervor, führen sie gleich ins Paradies und zeigen ihr alle Herrlichkeiten, und sie wandelt lange, lange mit ihnen herum. Endlich aber sagt der liebe Gott: „Nun, mein Kind, mußt du aber sterben!" und er rührt sie nur an, da sinkt sie um. Als es nun aber zur Auferstehung kam, da ist sie vor allen übrigen, die mit ihr an einem Tage gestorben, voraufgegangen, und Könige, Grafen und Herren haben ihr demütig nur von fern nachfolgen dürfen.

---

## Das goldene Bein.

Da weer mael en Mann unn en Fru, de harrn en Soen.[1]) De Soen de harr awer so gewaldig de Floet[2]) int Been, dat optleßt em dat Been affull[3]); da kunn keen Dokter wat an doen.[4]) Do leten se em nu en golden Been maken. Awers de Floet de seet all so däge[5]) in em, dat dat nich lang' meer duer[6]), do bleew he doet, unn se mussen em to Karkhoff[7]) drägen. Do dach de Fru, dat weer doch schad' um dat golden Been, dat dat so in de Eerd' beliggen blywen[8]) schull. Se gung hen unn hael sik dat Been wedder.

Nu fung daer awer 's Abends wat in den Törfstall[9]) an to ramentern unn mit den Törf herumtosmyten[10]), daer gung en ganz gräsig Spektakeln loes, unn nöes[11]) fung daer een an to hulen: Myn Been! Myn Been! Myn Been! Dat duer so de ganze Nacht hendoer'

1) hatten einen Sohn. 2) Fluß, Gicht. 3) abfiel. 4) tun. 5) schon so sehr. 6) dauerte. 7) Kirchhof. 8) liegen bleiben. 9) Torfstall. 10) herumzuschmeißen. 11) nachher.

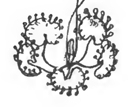


mit dat Hulen unn Pultern. De Koekſch[1]) ſeggt to de Fru, wat dat weer; de Fru antwoerd' äer, dat ſe em fragen ſchall, ſe weet dat nich. Dat harr de Koekſch awers nich Hart.[2])

Den annern Abent gung de ſülvige Spektakel wedder loes, dat ſmeet daer jümmer[3]) to mit den Törf herum, unn dat pulter daer ſo in den Törfſtall, dat nüms meer in de Koek duern[4]) kunn, unn jümmers huel' he daby: Myn Been! Myn Been! Myn Been! De Koekſch froeg de Fru wedder, awer de Fru wull äer dat nich ſeggen.

Den drütten Abent weer de Spektakel unn dat Larmen unn Pultern unn dat Hulen noch väels duller, as vörhäer. Do ſchull de Koekſch Törf halen, dat harr ſe awer nich Hart. Se ſä' to de Fru, ſe ſchull mitkamen, denn will ſe em uk[5]) fragen: do geit de Fru mit äer unn maekt den Törfſtall op. Do fangt he an to hulen unn ſeggt wedder: Myn Been! Myn Been! Myn Been! „Wull[6]) hett dyn Been?“ ſeggt de Koekſch; do ſeggt de Dode: „Du heſt myn Been!“

(Das letzte muß laut und heftig hervorgeſtoßen werden, daß die Kinder erſchreckt zuſammenfahren, denn darauf läuft die ganze Abſicht des Märchens hinaus.)



1) Köchin. 2) dazu hatte die Köchin aber nicht das Herz. 3) immer. 4) niemand mehr aushalten. 5) auch. 6) wer.

## Neckmärchen.

'S is emal an Hünechen un an Hänechen gewest, die paddeln beede uffen Miste. Da findt das Hünechen an Schlüsselchen, un das Hänechen findt an Kästchen. Da saat's Hänechen: „Borge mich mah[1]) dein Schlüsselchen, ab's zu meinen Kästchen paßt." Das tut das Hünechen, un da schließt's Kästchen uff, un da is an ganz kleenes, kortsches[2]), rotseidenes Pelzchen drinne gewest. Weer das Pelzchen länker gewest, weersch Meerechen[3]) ooch länker gewest.

1) mal. 2) kurzes. 3) wäre das Märchen.








U. C. BERKELEY LIBRARIES
C042615040





